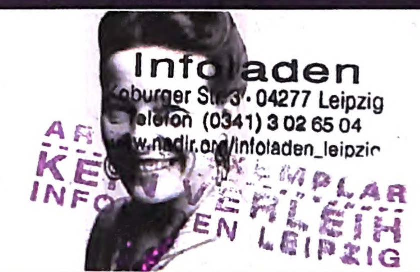
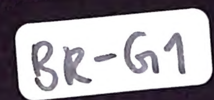
Vorträge und Lesungen der mfg [meine frauengruppe]

"Der Frau bleibt kein anderer Ausweg, als an ihrer Befreiung zu arbeiten."

Simone de Beauvoir





Liebe Leserin und lieber Leser,

diese Broschüre ist ein Baby der mfg [meine frauengruppe]. Wir sind eine feministische Gruppe aus Leipzig, die sich dem klassischen Feminismus verschrieben hat.

Die Zweite Frauenbewegung, auf die wir uns vor allem beziehen (und deren bekannteste Vertreterinnen Alice Schwarzer und die Linguistin Luise F. Pusch sind), formierte sich ab 1968 als Kritik linker chauvinistischer Zustände. „Der Frau bleibt kein anderer Ausweg, als an ihrer Befreiung zu arbeiten" – das war die Erkenntnis nicht allein dieser linken Frauen, sondern auch von Simone de Beauvoir, der Grande Dame des Feminismus. Jene grundlegende Erkenntnis weiterzuentwickeln, ist unser Bestreben. Die Beackerung von Themen wie weibliche und lesbische Sexualität, Sprachfeminismus und Sadomasochismus hat auch heutzutage wenig an Dringlichkeit verloren. Neuere Felder, denen wir große gesellschaftliche Brisanz zusprechen, sind z. B. postmoderne Körperverhältnisse, Essstörungen und das Aufgehen der Frauenbewegung im Post- bzw. Queerfeminismus.

Unsere Kritik erfolgt dabei aus einer gesellschaftskritischen Perspektive, die die patriarchale Unterdrückung von Frauen in einem unauflöslichen Zusammenhang mit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung sieht. Weitere theoretische Referenzpunkte sind für uns daher Marx, die Frankfurter Schule um Adorno und Horkheimer, Andrea Trumann, die Wertabspaltungstheoretikerin Roswitha Scholz und die feministischen Psychoanalytikerinnen Susie Orbach und Jessica Benjamin.

Im Lauf der letzten Jahre entstanden einige Artikel, die u. a. im CEE IEH, dem Newsflyer des Conne Island, und der outside the box, einem Leipziger Magazin für feministische Gesellschaftskritik, erschienen sind. Seit einer Weile beschäftigen wir uns hauptsächlich mit Vortragsveranstaltungen, die im Rahmen der Jugendbildungsarbeit entstanden sind. Dabei hat sich die Form der kritischen Lesung entwickelt, die die Vorstellung eines feministisch fruchtbaren Romans, wie *Die Töchter Egalias* von Gerd Brantenberg, mit interpretierenden Einschüben verbindet und so das Theoretische künstlerisch illustriert.

Diese Broschüre fasst die meisten unsere Veranstaltungen zusammen – zum Nachlesen und -denken. Wir bitten dabei zu beachten, dass die kurzen Texte keine vollständigen Wiedergaben des entsprechenden Vortrags bzw. der entsprechenden Lesung sind: Weil wir kein dickes Buch drucken lassen wollten, sind bei jeder Verschriftlichung einige thematische Aspekte und erhellende Beispiele rausgeflogen. Bei Fragen, Anmerkungen und Kritik – oder auch bei Interesse an unseren Veranstaltungen –, wendet euch bitte an meinefrauengruppe@yahoo.de.

Alle Artikel, Vortragsbeschreibungen und -termine sowie Lektürehinweise findet ihr auf unserem Blog: meinefrauengruppe.blogsport.de.

Noch eine Anmerkung zur sprachlichen Form: Personenbezeichnungen in unseren Texten sind meist gegendert, jedoch nicht einheitlich und manchmal auch gar nicht. Dies entspricht der Ansicht, dass die patriarchale Struktur der deutschen Sprache einerseits Ausdruck der frauenfeindlichen Gesellschaft ist und wir durch betontes Verwenden der weiblichen Formen hervorheben wollen, dass unsere Sprache stets und automatisch vom männlichen Subjekt ausgeht. Binnen-I und Gender Gap (die auf die Existenz von Menschen und Lebensweisen zwischen den Geschlechtern verweist) sollen daher als sprachliche Stolpersteine fungieren, die auf diese sprachliche – und allzu oft gedankliche – Struktur aufmerksam machen. Konsequent auf alle Personenbezeichnungen angewendet, erstarren sie jedoch zum rein formalen Lippenbekenntnis, das wie eine Schablone über den Text gelegt wird, die sich wegguckt und eine kritische Reflexion auf die Geschlechtlichkeit von AkteurInnen geradezu behindern kann. Die Anforderung, sprachliche Äußerungen immer zu gendern, setzt zudem eine Identität von korrektem Sprechen und korrektem politischem Handeln voraus. Dem gegenüber möchten wir betonen, dass Sprache ein sehr wichtiges Instrument der kapitalistisch-patriarchalen Gesellschaft wie auch der feministischen Kritik an ihr ist – aber dass sich Kapitalismus und Patriarchat als Strukturprinzipien auf anderen Ebenen vollziehen als auf der unmittelbar sprachlichen, durch feministische Sprachpolitik also leider nicht abzuschaffen sind. Siehe dazu den Text *Über Seefrauen und Sprachfeminismus* oder, breiter ausgeführt, unseren Artikel *Schönes neues Egalia. Einige Ausführungen zu patriarchaler Sprache im demokratischen Normalzustand* auf meinefrauengruppe.blogsport.de.

Viel Freude beim Lesen!

mfg [meine frauengruppe]

Inhalt

Von der Menschwerdung der Frau

Zur Entwicklung des Frauenbildes und der Frauenbewegung

Die Frauenbewegung hat einen langen und holprigen Weg hinter sich, dessen Ende auch heute noch lange nicht in Sicht ist. Einige AutorInnen sprechen von der längsten Revolution der Geschichte. Aber ging und geht es den Frauenrechtlerinnen tatsächlich maßgeblich um die Infragestellung und Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse oder können und konnten sie lediglich Erfolge erzielen, sofern die kapitalistische Gesellschaft ihren Nutzen daraus zieht bzw. gezogen hat? Dies würde bedeuten, dass die Verbesserung der Lage der Frauen nicht zur Destabilisierung des Patriarchats geführt haben, sondern zur Stabilisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Ausgehend von dieser These sollen hier einzelne Aspekte der Frauengeschichte dargestellt werden – ohne zu großen Anspruch auf die Vollständigkeit eines historischen Abrisses.

„Ein Vernichtungsfeldzug gegen das Weibliche"[1]

Bis in das Mittelalter hinein unterschied sich das Frauenbild wesentlich von dem heutigen. Die Frau wurde häufig dämonisiert – also zugleich bewundert und gefürchtet, da man sich ihre Gebärfähigkeit nicht erklären konnte. Daraus leitete sich in einigen Kulturen eine gewisse Machtposition ab. Auch kam es durch die kaum vorhandene Trennung des öffentlichen und privaten Lebens zu größeren weiblichen Handlungsspielräumen.

Dies sollte sich mit der Ausdehnung der Warenproduktion und des Geldverkehrs in der frühen Neuzeit und im Zeitalter der Aufklärung ändern. Um in der vom Privaten nun klar abgesetzten öffentlichen Sphäre der Arbeitswelt bestehen zu können, war es für die Durchsetzung der männlich konnotierten Rationalität notwendig, alle Eigenschaften, die dieser öffentlichen Sphäre nicht zuträglich waren, abzuspalten und in den privaten, also weiblichen Bereich zu verbannen. So wurde alles Irrationale und Emotionale wie auch das Naturhafte auf die Frau projiziert. Dies war die Geburtsstunde des bürgerlichen Subjekts, das gelernt hat, sich selbst und seine Natur zu beherrschen; und damit des strukturellen Patriarchats, wie wir es auch heute und so lange vorfinden, wie das gesellschaftliche System die Trennung des öffentlichen und privaten Bereichs mit ihren geschlechterspezifischen Zuschreibungen benötigt. Der Kapitalismus ist demnach grundlegend auf die geschlechtliche Kategorisierung angewiesen.

Für die industrielle Entwicklung war es notwendig, sich die Natur als Rohstofflager in einer bis dahin unbekannten Radikalität nutzbar zu machen, sie also zu unterwerfen. Dies galt auch für den beängstigenden,

naturhaften Dämon Frau. Man versuchte ihn unter die Gewalt zu bringen, indem man ihn domestizierte, degradierte und der Frau die Handlungsspielräume nahm. Im *Hexenhammer,* einer Schmähschrift von 1487, die bis ins 17. Jahrhundert hinein in zahlreichen Auflagen erschien, wurde die Frau als „verfehltes Tier", als „Übel der Natur" und als Werkzeug des Teufels beschrieben. Die nun folgende Ära der Hexenverbrennung kann als das erste Modernisierungsphänomen der warenproduzierenden Gesellschaft gesehen werden. Mit der Kategorisierung ging notwendig eine Hierarchisierung einher, in der der männliche Produktionsbereich die Norm darstellt und der weibliche Bereich das von ihm Abgespaltene – sozusagen der gesellschaftliche Abfalleimer, in den alles abgeladen wird, was der öffentlichen Sphäre nicht zuträglich ist. Die wertkritische Feministin Roswitha Scholz beschreibt den weiblichen, reproduktiven Bereich als den „Schatten, den der Wert wirft".

<u>„Dem Reich der Freiheit werb ich Bürgerinnen"[2]</u>



Im Zuge der Französischen Revolution hielt die Gleichheitsforderung Einzug ins politische Denken und wurde ab dem Beginn des 19. Jahrhunderts auch von Frauenrechtlerinnen beansprucht. Sowohl die bürgerliche als auch die proletarische Frauenbewegung dieser Zeit forderten ein Recht auf Arbeit und Bildung. Auf diesem Gebiet konnten sie tatsächlich einige Erfolge erzielen. Der Grund war aber weniger die humanistische Ausrichtung des Staates als der Arbeitskräftemangel im Zuge der Industrialisierung. Hier wie auch für die späteren frauenrechtlichen Kämpfe gilt: „Je nach Bedarf der Wirtschaft wird den familialen oder den produktiven Aufgaben der Frau eine besondere Bedeutung zugesprochen." Die Rolle der sich aufopfernden, unterordnenden Dienerin des Staates war das Ideal der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen. Somit galt ihnen der Ausbruch aus der weiblichen Rolle nicht als anstrebenswertes Gut. Sie hielten am Ergänzungstheorem fest, also der grundsätzlichen Verschiedenheit von Mann und Frau. Weniger präsent waren demnach Forderungen nach politischer Gleichstellung. So stießen die radikalen Forderungen Helene Stöckers und Hedwig Dohms nach rechtlicher und politischer Gleichstellung, dem staatlichen Schutz unehelicher Mütter und der Billigung von Homosexualität auch unter Feministinnen auf Ablehnung, da diese Forderungen, statt dem Allgemeinwohl zu dienen, nur individuelle Interessen im Blick hätten.

Die proletarische Frauenbewegung verlangte im Gegensatz zu den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen ein gleichwertiges politisches Mitspracherecht. Die Frauenunterdrückung galt ihnen jedoch lediglich als

ein Nebenwiderspruch der sozio-ökonomischen Bedingungen, die ebenso die männlichen Arbeiter träfen. Mit der radikalen Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse würde sich die Frauenfrage von selbst lösen, die nach Rosa Luxemburg und Clara Zetkin keine Qualität an sich darstellte.

Da die rechtliche und politische Gleichstellung der Frau dem Staat nicht von Nutzen war, blieben die Forderungen der Proletarierinnen gänzlich erfolglos. Im BGB von 1900 wurde das alleinige Erziehungsrecht der Väter zementiert, auch verloren die Frauen mit der Heirat den Anspruch auf ihr Vermögen und der Ehemann konnte jederzeit das Arbeitsverhältnis seiner Gattin kündigen. Die Frau wurde nach wie vor als Gesellschafterin und Regentin des Haushalts gesehen. Ihre wahre Berufung war und blieb der Mutterberuf.

Während der Zeit des Nationalsozialismus wurden nahezu alle Errungenschaften im Arbeits- und Bildungssektor zurück genommen. Die Frau erlange, so die Ideologie, nur Ansehen als Hausfrau und Mutter. Hitler bezeichnete das Wochenbett als das „Schlachtfeld der Frau". Im Zuge der militärischen Rückschläge und wirtschaftlichen Engpässe wurde das Arbeitsverbot für Frauen aber wieder gelockert, sobald Arbeitskräfte gebraucht wurden. Ebenso wie der Wiederaufbau in der Nachkriegszeit, der vornehmlich von den Frauen gestemmt wurde, widersprach dies wohl nicht mehr dem weiblichen Wesen.

Als jedoch mit der wirtschaftlichen Stabilisierung in Deutschland die weibliche Arbeitskraft nicht mehr benötigt wurden, wurden die Frauen wieder auf ihre doch so wesensbestimmenden Tätigkeiten zurückgeworfen. Auch hier gilt: Die Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt und ihre damit mögliche finanzielle Abhängigkeit wurden nur insoweit zugelassen, wie es der wirtschaftlichen und politischen Situation zuträglich war.

„Man wird nicht als Frau geboren, man wird es."[3]

Auf die biedere gesellschaftliche Atmosphäre der 50er und 60er Jahre antwortete die Jugend in der BRD sehr rebellisch. Es formierte sich die Studentenbewegung. Aus dieser löste sich die nicht weniger radikale sogenannte Zweite Frauenbewegung heraus. Sie grenzte sich jedoch scharf von der Studentenbewegung ab und kritisierte das patriarchale Verhalten der männlichen Aktivisten – im politischen wie im privaten Bereich. So unterstellten die 68er-Feministinnen diesen Männern, mit der propagierten sexuellen Befreiung lediglich ihre Haremsbedürfnisse zu befriedigen. Ganz nach ihrem Motto: „Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment."

Die so Kritisierten bestritten häufig eine spezifisch weibliche Erfahrung und Unterdrückung, so dass Frauen mit frauenrechtlichen Themen kaum Gehör fanden und belächelt wurden. Die Aktivistinnen der Studentenbewegung

wurden vorrangig zum Abtippen von Flugblättern angestellt und ihnen fiel meistens die Kinderbetreuung zu, während die männlichen Revolutionäre für die große Sache kämpften. In diesem Klima fanden sich einige Frauen zusammen, um für ihre geschlechtsspezifischen Rechte zu kämpfen. Sie begannen Geschlechtsstereotype radikal zu hinterfragen und forderten den Ausbruch aus einer biologistisch begründeten Geschlechtertrennung. Sie kämpften gegen den Abtreibungsparagraphen und für die Selbstbestimmung der Frau, mit Aktionen wie dem Tomatenwurf bei einem Modelwettbewerb. Weiterhin wandten sie sich gegen das Schönheitsdiktat und versuchten der männlich geprägten „history" des bisherigen Weltgeschehens eine „herstory" entgegenzusetzen. Sie bemühten sich um eine feministische Theoriebildung und machten auf das Problem häuslicher Gewalt aufmerksam.



Modernisiererinnen der kapitalistischen Vergesellschaftung

Bezugnehmend auf meine These möchte ich kurz darstellen, wie die Anstrengungen auch dieser Frauenbewegung vom Staat vereinnahmt wurden und dadurch die Forderung nach einem radikalen Gesellschaftsumbruch abgefedert und die Zweite Frauenbewegung, wenn auch ungewollt, so lediglich zur gesellschaftlichen Modernisiererin wurde.

Mit der Liberalisierung des Abtreibungsparagraphen 1976, die unter dem Eindruck der feministischen Proteste geschah, und der Einführung der Anti-Babypille wurde die eigentlich staatliche Zuständigkeit für die Bevölkerungspolitik in die Hand der Frauen gelegt. So wurde die vermeintlich selbstbestimmte Entscheidung zu deren alleinigen Verantwortung: „Die moderne, selbstbestimmte Frau, egal ob sie sich bewusst zur Mutterschaft bekennt, oder ausdrücklich gegen Kinder entscheidet, wähnt sich mit ihrer vermeintlich authentischen Wahl meilenweit von den gesellschaftlichen Zwängen und Anforderungen entfernt und arbeitet paradoxerweise gerade dadurch an deren Durchsetzung mit." Der Staat behält sich jedoch das Recht, im Notfall einzugreifen, indem der Abtreibungsparagraph bestehen blieb.

Dieser Aspekt zeigt, wie so viele in der Konstituierung des bürgerlichen

Subjekts, wie die staatliche Kontrolle zur individualisierten Kontrolle wird. „So konstituiert sich das bürgerlich-männliche Subjekt, das seine Natur beherrscht, um andere zu beherrschen." Das hehre Ziel der Zweiten Frauenbewegung, die Selbstverwirklichung der Frauen, wird zum Instrument der Selbstbeherrschung.

Aus ökonomischen Gründen fand auch das subversive Konzept der antiautoritären Erziehung bedingt Einlass in die staatlichen pädagogischen Ansätze. Die postmoderne Produktionsweise sieht ein eigenverantwortliches Subjekt vor, das gelernt hat, sich selbst zu disziplinieren, selbstständig an spezialisierten Arbeitsprozessen mitzuwirken und sogenannte Soft Skills, Teamfähigkeit, Einfühlungsvermögen etc., anzuwenden. Diese Eigenschaften waren ebenso Inhalt des Konzepts der antiautoritären Erziehung wie die Orientierung an dem Lustprinzip, was aber lediglich dem schrankenlosen Konsum zuträglich war.

Wie die Beispiele zeigen, bedeutete dieses Umdenken nicht die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern lediglich die Anpassung an die Anforderungen des Postfordismus. Aus diesen, und weniger aus humanistischen Gründen wurden staatlicherseits frauenpolitische Veränderungen zugelassen und Gesetze liberalisiert.

„...vor lauter Respekt vor den verschiedenen \`Bäumen´ [verleugnen sie] die Existenz des \`Waldes´"[4]

Im Gegensatz zu dem kollektiven Protestverhalten der Feministinnen der 70er Jahre ist heute von einer radikalen, aktionistischen Frauenbewegung kaum mehr etwas zu spüren. Die Aufregung scheint vorbei und eine Sensibilität für die in der westlichen Welt heutzutage manchmal subtiler gewordenen Unterdrückungsmechanismen nicht vorhanden zu sein.

Der Feminismus fristet im Großen und Ganzen ein akademisiertes Nischendasein. Es wird sich vornehmlich um die paritätische, gesellschaftliche Integration der Frauen bemüht. Dies ist sicherlich ein wichtiges Anliegen, jedoch lässt dieser bürgerliche Feminismus eine gesellschaftskritische Ursachenforschung vermissen.

Für einen Großteil der Bevölkerung ist das Thema Frauenunterdrückung sowieso vom Tisch und gehört der Vergangenheit an. Nichtsdestotrotz erleben Frauen auch heute tagtäglich Diskriminierungen am Arbeitsplatz, werden sehr schnell auf ihre Mutterrolle reduziert, erleben familiäre Gewalt und werden in einem nie gekannten Ausmaß sexualisiert und zu Sexobjekten degradiert. Natürlich gestalten sich die Unterdrückungsmechanismen nicht überall auf der Welt gleich. Mit der Globalisierung öffnete sich auch der feministische Blick über den westeuropäischen Tellerrand hinaus. Begriffe wie „Frau" und „Mann" scheinen nun zu pauschalisierend und könnten den Differenzen zwischen

Frauen nicht gerecht werden. Gerade die Queerbewegung versucht durch spielerischen Umgang mit Identitäten und Geschlechterverwirrung Geschlechtsidentitäten in Frage zu stellen und zu destabilisieren. Das Motto heißt heute: „Lieber queer als Frau". Dieser dekonstruktivistische Ansatz folgt der Annahme eines „doing gender". Demnach wird Geschlecht durch einen alltäglichen Kommunikationsprozess erst hergestellt und hat keine biologisch begründbare Basis, so dass sich die Möglichkeit der Dekonstruktion oder Auflösung der Geschlechter eröffnet. „Hinter den Äußerungen der Geschlechtsidentität (gender) liegt keine geschlechtlich bestimmte Identität (gender identity). Vielmehr wird diese Identität gerade performativ durch diese 'Äußerungen' konstituiert, die angeblich ihr Resultat sind." Die Vorreiterin des Dekonstruktivismus, Judith Butler, ist davon überzeugt, dass bereits die Annahme der Existenz eines Geschlechts unfrei mache. Die heterosexuell orientierten Geschlechtskategorien würden jedoch von der Gesellschaft derart nachdrücklich verlangt, dass alle Menschen, die dieser Normierung nicht entsprechen, beispielsweise Homosexuelle, ausgegrenzt würden. Dem Dekonstruktivismus geht es also nicht mehr um die Macht der Männer über Frauen, sondern um die – durch die heterosexuelle Normierung – als nicht normal Ausgegrenzten. Damit wird auch der Patriarchatsbegriff weitestgehend hinfällig.

Sicherlich ist es richtig, die Geschlechter als gesellschaftlich hergestellt zu analysieren, auch wenn eine biologische Basis nicht zu verleugnen ist. Jedoch nimmt „...die Biologie ... keine so trennscharfe Klassifizierung von Geschlechtlichkeit vor wie das Alltagsverständnis der Gesellschaft." Das gesellschaftliche Dogma der Zweigeschlechtlichkeit büßt ob dieses Wissens jedoch noch lange nicht seine Wirkmächtigkeit ein. Ideologie ist nicht mit plausiblen Argumenten beizukommen. Der heute so populäre queerfeministische Ansatz verkennt den gesellschaftlichen Zwang zur Identitätsbildung. Ein bürgerliches Subjekt kann sich nur konstituieren, wenn es alle Eigenschaften, die ihm für die männlich konnotierte Arbeitswelt nicht zuträglich sind – z. B. Emotionalität, Irrationalität – von sich abspaltet und in den dafür vorgesehenen privaten Bereich auslagert. Diese häusliche Sphäre ist nun traditionell weiblich konnotiert. (Siehe Ausführungen im ersten Abschnitt). So ist die Existenz der Geschlechtskategorien für den Kapitalismus notwendig wie die Luft zum Atmen. Ohne eine grundlegende und allgemeingültige Gesellschaftskritik mit dem Ziel der Abschaffung des Kapitalismus ist dem Problem der Identitäten nicht beizukommen – auch wenn die Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse zwar eine Voraussetzung, aber keinen Garant für die Abschaffung des Patriarchats darstellt.

Diese umfassende Gesellschaftsanalyse lehnen die DekonstruktivistInnen aufgrund der existierenden Differenzen zwischen den Menschen als zu pauschalisierend ab. So wird eine Gesellschaftskritik „aufgegeben zu

Gunsten einer dubiosen Vielfalt, die nichts mehr erkennen kann." Auf eine Gesellschaftsform, die gerade heutzutage so total, global und einheitlich ist wie nie zuvor, wirkt die Antwort mit der Betonung der Differenzen und den sogenannten „kleinen Erzählungen" wie eine Farce und gelangt über seine mikropolitische (und darin durchaus berechtigte) Wirkungen nicht hinaus.

Meines Erachtens ist das Beharren auf den Differenzen lediglich eine vermeintliche Identitätskritik und geht vielmehr konform mit den Anforderungen an ein postmodernes bürgerliches Subjekt, das flexibel und anpassungsfähig zu sein und eben gerade viele Identitäten in sich zu vereinen hat. Folglich stellt der sich subversiv wähnende postfeministische Ansatz wieder einmal eher ein Zugeständnis an die ökonomischen Bedingungen dar.

Feminismus darf natürlich die Differenzen zwischen den Frauen nicht ignorieren und muss die aktuellen gesellschaftlichen Gegebenheiten in sich integrieren – aber er muss, will er wirkmächtig bleiben, seinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit bewahren. Diesem Anliegen ist es nicht zuträglich, existierende Kategorien wie „Frau" und damit auch Unterdrückungsmechanismen zu verleugnen, denen allen Frauen gemeinsam, nur in unterschiedlichen Spielarten, unterliegen, Die „Gemeinsamkeit (besteht) nicht in einem geteilten Wesen, sondern in einem geteilten Problem." Und dieses Problem ist das kapitalistische Patriarchat, in dem die Frauenunterdrückung ein Kernelement bildet.

Sabrina Zachanassian

[1] Roswitha Scholz: Der Wert ist der Mann. In: Krisis Nr. 12. 1992. Online-Version S. 8.

[2] Louise O. Peters: Motto der *Frauen-Zeitung*. 1849.

[3] Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. 2000. S.334.

[4] Cornelia Klinger: Feministische Theorie als Dekonstruktion und Kritische Theorie. In: Knapp, G.-A. (Hrsg.) Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. 1998. S. 246.

Das Patriarchat ist tot, es lebe das Patriarchat!?

Ein Plädoyer für die Anliegen des klassischen Feminismus

Wie Simone de Beauvoir, die große alte Dame des Feminismus, feststellt, ist die Geschichte der Menschheit stets eine Geschichte des Mannes gewesen: Wir finden männliche Herrscher und männliche Götter, männliche Tugenden, Kriege, die von Männern geführt werden, und Friedensschlüsse, die ebenso von Männern verfasst worden sind. Den Frauen, die die Hälfte der Menschheit bilden, hat noch nie die Hälfte der Welt gehört, lautet die Kritik des klassischen Feminismus: Wir leben in einer patriarchalen Gesellschaft, und Patriarchat bezeichnet die Herrschaft von Männern über Frauen.

Die Frage, was Herrschaft mit Geschlecht zu tun hat, führt zur Vorstellung des Menschen als Subjekt. Subjekt-Sein bezeichnet – nach Adornos und Horkheimers *Dialektik der Aufklärung* – eine körperliche wie psychische, individuelle wie gesellschaftliche Verfassung, in der sich die Menschheit von alters her befindet. Die Subjektivität begann sich am Ursprung der Kulturentstehung herauszubilden, als die Menschen anfingen, die Natur zu beherrschen: Sie nutzten ihre Vernunft, um das Feuer zu zähmen, um Techniken für Jagd, Ackerbau und Viehzucht zu entwickeln; sie erklärten sich die Welt, die sie umgab, mittels religiöser Bilder und erfanden erste Formen eines arbeitsteiligen Zusammenlebens. Das unmittelbare Verhältnis zur Natur wurde von einem Subjekt-Objekt-Verhältnis abgelöst: Die Natur wurde fortan als zu beherrschendes Objekt betrachtet, und die Menschen entwickelten sich zu naturbeherrschenden Subjekten.

Daraus ergab sich bald ein Konflikt: Denn der Mensch ist, aufgrund seiner Körperlichkeit, selbst Natur, er muss essen, schlafen und sterben; es ist unmöglich, diesen Naturnotwendigkeiten zu entrinnen. Die Überhöhung des Geistes und die Verleugnung der eigenen Natürlichkeit, die das Subjekt ausmachen, konnten nur aufrechterhalten werden, indem dieser Konflikt innerhalb der menschlichen Gemeinschaft ausgetragen wurde. Das Naturhafte wurde – wahrscheinlich in Analogie zur weiblichen Gebärfähigkeit – auf die Frau projiziert; durch diese Abspaltung avancierte der Mann zum Träger des beherrschenden Geistes und die Frau sank zum Objekt von Herrschaft herab. Das Gewaltverhältnis zwischen den Geschlechtern und die damit verbundene strikte Spaltung der Menschheit in zwei Geschlechter sind als kultureller Überbau zu sehen, der alles überlagert, was in der Natur an Geschlechtlichkeit vorhanden ist. Wenn man über Mann und Frau spricht, muss daher immer vom Patriarchat die Rede sein.

Die erste patriarchale Gesellschaftsordnung, deren ausführliche

Beschreibung überliefert ist, findet sich in der griechischen Antike. Die griechischen Ideen von Staatlichkeit, Demokratie, Philosophie und von den Künsten, die eng verknüpft sind mit der patriarchalen Ideologie, besaßen seit jeher Vorbildfunktion für ganz Europa, also für die westliche Gesellschaft, die sich mit dem Kapitalismus als globale durchgesetzt hat.

Ähnlich beschreibt Simone de Beauvoir das Subjekt, den eigentlichen Menschen als männlich. Subjekt sein heißt bei ihr, sich als gesellschaftliches Wesen zu verwirklichen. Das Subjekt handelt, arbeitet, es macht sich die Welt zum Objekt und hinterlässt seine Spuren in ihr. Dazu benötigt es einen Selbstentwurf – eine Vorstellung, wer man sein und wer man werden will – und die Kraft, über sich selbst autonom zu verfügen. De Beauvoir spricht von der Transzendenz des Subjekts als seiner Fähigkeit, aufgrund seines Geistes über sich selbst hinauszugelangen.

Der weiblichen Rolle hingegen hat es historisch stets entsprochen, im Haus zu bleiben, den Körperfunktionen verhaftet zu sein und reproduktive Tätigkeiten zu übernehmen, während der Mann in die Welt hinauszieht. Daraus ergibt sich der Grundkonflikt der Frau: Einerseits ist sie zum Menschsein bestimmt – sie strebt danach, ein freies und selbstbestimmt handelndes Subjekt zu sein –; andererseits ist sie auf ihre Existenz als Frau zurückgeworfen, die den Objekt-Status und damit Fremdbestimmung und Unfreiheit mit sich bringt. Der weiblichen Bestimmung zu folgen, wie es die Sozialisation und die ganze Gesellschaft von der Frau fordern, ist folglich nicht mit Subjektivität vereinbar; es verstümmelt die Frau in ihrem Menschsein. Die Frau, so schreibt es Simone de Beauvoir in ihrem epochemachenden Werk *Das andere Geschlecht* (1949), ist „die Andere“, das Nichtsubjekt, das nötig ist, um den Mann als Subjekt zu definieren. Als Andere führt sie ebenso Juden und Schwarzen an, benachteiligte Bevölkerungsgruppen, die zur Projektionsfläche dafür herhalten müssen, was das abendländische Subjekt an sich nicht wahrhaben will: Faulheit, Lüsternheit, Gier – Phänomene, die zumeist eng mit der Körperlichkeit zusammenhängen.

Als Begründerin des konstruktivistischen Feminismus stellt de Beauvoir heraus, dass die Kategorien „Mann“ und „Frau“ auf natürlichen Bedingungen beruhen, aber ebenso gesellschaftlich konstituiert sind. Davon zeugt ihr berühmter Satz: „Man wird nicht als Frau geboren, man wird dazu gemacht“, der klarstellt, dass das Patriarchat Ergebnis menschlichen Handelns und damit veränderbar ist.

Simone de Beauvoir berücksichtigt jedoch nicht die spezifische Form von Subjektivität, die im Kapitalismus herrscht: das bürgerliche Subjekt. Die kapitalistische Gesellschaft könnte nicht ohne bürgerliches Subjekt bestehen, und das bürgerliche Subjekt bestünde nicht ohne Frauenunterdrückung; damit wird das Patriarchat zum Strukturprinzip der

kapitalistischen Gesellschaft. Dieses Prinzip fördert den Widerspruch zutage, dass Männern heute keine formale Vorherrschaft mehr zusteht, sie aber dennoch die beherrschenden Positionen in der Gesellschaft bekleiden.

Im Kapitalismus ist Herrschaft, wie Marx feststellt, über den Tauschwert vermittelt: Die Menschen produzieren über Lohnarbeit Wert, den sie in Form von Geld gegen das Lebensnotwendige eintauschen können. Wer die Produktionsmittel besitzt, herrscht über Andere, die auf diese Produktionsmittel angewiesen sind, um Wert hervorbringen zu können, und die weiter nichts zu Markte zu tragen haben als ihre Arbeitskraft. Wert ist demnach ein abstraktes Prinzip, das Herrschaft vermittelt. Dabei handelt es sich eben nicht um direktes Herrschaftsverhältnis wie zwischen Sklavenhalter und Sklave, worin der Sklave dem Sklavenhalter mit Leib und Seele und ohne eigenes Zutun angehört. Der Arbeiter verkauft seine Arbeitskraft, nicht sich selber, und zwar temporär und zu Bedingungen, die der Markt bzw. staatliche Regulierungen diktieren. Daher ergänzen sich Kapitalismus und Demokratie; denn auf dem Markt treten sich die Menschen als grundsätzlich Freie und Gleiche gegenüber, als bürgerliche Subjekte, die unterschiedslos denselben abstrakten Gesetzen gehorchen.

Diese Kapitalismusanalyse – dass der Wert das entscheidende Moment im Vergesellschaftungsprozess ist – wird von der marxistischen Feministin Roswitha Scholz auf das Geschlechterverhältnis bezogen. Sie beschreibt den Kapitalismus als „warenproduzierendes Patriarchat“, das auf einem „Wert-Abspaltungs-Verhältnis“ beruht. Darin wird alles, was den Wert ausmacht, auf den Mann abonniert: Lohnarbeit, Geldverdienen, aber auch: Subjektstatus, begriffliches Denken, Aktivität, kulturelle und politische Tätigkeiten. Alles Andere wird auf die Frau abgespalten. Dabei handelt es sich in erster Linie um Hausarbeit und Kindererziehung und, damit verbunden: Degradierung zum Objekt männlicher, vor allem sexueller Wünsche, Körperlichkeit, Gefühle, Passivität, Natürlichkeit, Kümmern und Pflegen. Kurz gesagt, Kapitalismus funktioniert, weil der Mann produziert, die Frau reproduziert. Somit schreibt der Kapitalismus die patriarchalen Geschlechterrollen fest – die es schon lange vorher gegeben hat, nur nicht in dieser Eindeutigkeit und Unentrinnbarkeit. Die patriarchale Frauenunterdrückung erhielt im 18. Jahrhundert, im Rahmen einer totalen Vergesellschaftung, die historisch neuartig war, ihre kapitalistische Form. In erster Linie war die Frau von nun an für die Versorgung der bürgerlichen Kleinfamilie zuständig und darin wirtschaftlich abhängig vom Mann; während sich in der männlich-öffentlichen Sphäre alles abspielt, was Geld und damit Anerkennung, Macht und Unabhängigkeit einbringt – all das, was dem Konzept des bürgerlichen Subjekts entspricht.

Das Formprinzip vom Wert und seinem Anderen, in das patriarchale Herrschaft nunmehr gegossen ist, führt dazu, dass in gewissem Maße von

konkreten Männern und Frauen abgesehen werden kann: Da es sich um ein abstraktes ökonomisches Gesetz handelt, kann das männliche Prinzip auch von Frauen verwirklicht werden und umgekehrt. Das ist leicht daran zu erkennen, dass die meisten Frauen heutzutage einer Lohnarbeit nachgehen. Dennoch bleibt zu bedenken, dass das kapitalistische System, weil es auf dem Tauschwert beruht, notwendig am Zweigeschlechtermodell festhält. Solange es den Kapitalismus gibt, solange wird es Männer und Frauen geben und solange werden Frauen unter patriarchaler Herrschaft zu leiden haben.

Ähnlich wie de Beauvoir sieht Scholz Parallelen zwischen Sexismus einerseits und Rassismus, Antisemitismus und Antiziganismus andererseits, die gleichwohl Abspaltungen der Ideologie vom Lohnarbeiten als oberster menschlicher Errungenschaft sind und somit direktes Produkt der kapitalistischen Gesellschaft.

Es bleibt festzuhalten, dass es Frauen trotz rechtlicher Gleichstellung und Berufstätigkeit nicht gelungen ist, sich der Sphäre des „Anderen" zu entziehen: Nach wie vor haben Frauen Beruf und Hausarbeit unter einen Hut zu bringen, werden als zuständig für Beziehungs- und Kinderpflege betrachtet und sind darauf angewiesen, bei aller Professionalität auch ihre Körper in Gestalt sexueller Attraktivität zu Markte zu tragen. Noch immer verdienen Männer wesentlich mehr Geld und besetzen die Spitzenpositionen in hoch angesehenen Gesellschaftsbereichen wie Wirtschaft und Politik: Die finanzielle Abhängigkeit vom Mann hat kein Ende gefunden. Sobald in einer Ehe oder Liebesbeziehung Kinder geboren werden, ergibt es sich auf diese Weise ganz natürlich, dass die Mutter zu Hause bleibt und später vielleicht in Teilzeit arbeitet, während der Vater weiterhin in seine Karriere investiert und weniger am Haushalt beteiligt ist. Wenn Kinder, Alte und Kranke heute nicht mehr von der Hausfrau betreut werden – was die wirtschaftliche Lage meist gar nicht erlaubt –, so kommen sie in die Hände professioneller Pflegerinnen meist weiblichen Geschlechts. Nach wie vor strömen Frauen aufgrund ihrer Erziehung, die ihnen den fürsorglichen, vermittelnden und dafür wenig durchsetzungsfähigen und konkurrenzbereiten weiblichen Geschlechtscharakter nahe legt, in soziale, pädagogische und künstlerische Berufe – nicht zufällig jene, die schlecht bezahlt und prekarisiert werden, sobald das durchschnittliche Bruttosozialprodukt den Sozialstaat nicht mehr problemlos tragen kann. Aus der weiblichen Sozialisation, die unverdrossen fortdauert, rührt der altbekannte Widerspruch: Die anerzogenen Fähigkeiten widersprechen den Fähigkeiten, die auf dem Arbeitsmarkt gefragt sind; die Weiblichkeit widerspricht den Anforderungen ans Subjekt, als das Frauen heute ebenso gelten wie Männer.

Dazu kommt, dass das Funktionieren unserer Gesellschaft zu einem großen

Teil auf unentgeltlicher Hausarbeit und ehrenamtlicher Tätigkeit beruht, also auf jener weiblichen Sphäre, die sie abwertet. All dies sind Anzeichen dafür, dass im Kapitalismus „der Wert der Mann ist", wie Roswitha Scholz es ausdrückt.

Die Herrschaft des Vaters und Ehemanns gibt es formal nicht mehr, doch an ihre Stelle ist eine neue, indirekte Männerherrschaft getreten; trotz aller individuellen Freiheiten, die der Kapitalismus dem Subjekt gebracht hat. Heutzutage können Frauen ihren Partner oder ihre Partnerin frei wählen, ebenso wie die Art ihres Broterwerbs – jedoch handelt es sich dabei lediglich um einen relativ freundlichen historischen Augenblick; in Krisenzeiten droht stets der Rückfall in traditionell patriarchale Formen der Unterdrückung. Angesichts der aktuellen postmodernen Flexibilisierung der Arbeit wie der Geschlechter mutet die Rede vom Patriarchat oft merkwürdig überholt an; andererseits lässt sich beobachten, dass die geschlechtsspezifische Sozialisation – und zwar gerade als Reaktion auf die Verunsicherung traditioneller Rollenverteilungen – seit einigen Jahren wieder stärker durchgreift. Es gibt kaum mehr Konsumprodukte, die durch rosa und blaue Gestaltung nicht eindeutig Mädchen oder Jungen zugeordnet sind; Kinderbücher und Fernsehserien schreiben beharrlicher als noch in den 70ern und 80ern die Vorstellungen vom männlichen Abenteuerhelden und vom puppen- und schönheitssüchtigen Prinzesschen fest; und aus der neurophysiologischen Forschung kommen täglich neue Ammenmärchen, warum Frauen und Männer aufgrund ihrer Gene und Gehirne ganz bestimmte Eigenschaften aufweisen.

Oberflächlich betrachtet, häufen sich die Phänomene, die der Patriarchatsthese – wie sie besonders die Zweite Frauenbewegung vertreten hat – zu widersprechen scheinen. Neben dem Jungvater, der vormittags einen Kinderwagen durch den Park schiebt, und der weitgehenden rechtlichen Gleichstellung homosexueller Lebensgemeinschaften sind dies vor allem Beispiele von sehr erfolgreichen Karrierefrauen wie der Kanzlerin. Doch gerade solche berühmten Ausnahmen offenbaren die patriarchale Regel. So ist Angela Merkel als Christdemokratin gerade nicht für ein übermäßiges Interesse an Frauenthemen bekannt; so hat sie zugunsten ihrer Karriere auf Kinder verzichtet; und wem ihre Politik nicht gefällt, der kann sich immerhin über ihre Frisur oder ihren Blazer lustig machen. Besonders in den ersten Amtsjahren war der Spott, den Merkel für ihr Äußeres einstecken musste, bemerkenswert und ungleich größer als der, den ihre männlichen Vorgänger hatten hinnehmen müssen. Frauen, die sich in der öffentlichen Sphäre beweisen, vollführen einen halsbrecherischen Spagat zwischen Vermännlichung und genau dosierter Zurschaustellung weiblicher Attribute: Einerseits werden sie zur Übernahme männlicher Werte wie Leistungs- und Konkurrenzbereitschaft und Durchsetzungsfähigkeit gedrängt; andererseits

haben sie auch als Chefin charmant und attraktiv zu sein.

Der nähere Blick auf solche Beispiele zeigt: Man darf sich nicht darüber hinwegtäuschen, dass das patriarchale Geschlechterverhältnis eine grundlegende Säule unserer Gesellschaft ist. Feministisches Engagement steht somit vor der doppelten Aufgabe, zum einen die Durchsetzung der Frau als Subjekt zu befördern – um ihr im Hier und Jetzt alle Türen zu öffnen – und zum anderen die Abschaffung von Subjektivität zu fordern und damit die Utopie einer menschlichen Gesellschaft jenseits von Patriarchat und Kapitalismus, von Ausbeutung und von Herrschaft.

Korinna Linkerhand

Über Seefrauen und Sprachfeminismus – *Die Töchter Egalias*

Eine kritische Lesung zur patriarchalen Sprache

„Schließlich sind es noch immer die Männer, die die Kinder bekommen", sagte Direktorin Bram und blickte über den Rand der Egalsunder Zeitung zurechtweisend auf ihren Sohn. Es war ihr anzusehen, daß sie gleich die Befrauschung verlor. „Außerdem lese ich Zeitung." Verärgert setzte sie ihre Lektüre fort, bei der sie unterbrochen worden war.

„Aber ich will Seefrau werden! Ich nehme die Kinder einfach mit", sagte Petronius erfinderisch.

„Und was, glaubst du wohl, wird die Mutter des Kindes dazu sagen? Nein, mein Lieber. Selbst in einer egalitären Gesellschaft wie der unseren können es nicht alle Wibschen gleich haben. Es wäre zudem tödlich langweilig. Grau und trist."

„Es ist viel grauer und trister, nicht werden zu können, was dam will."

„Wer hat denn gesagt, dass du nicht werden kannst, was du willst? Ich sage nur, du sollst realistischer sein. Keine kann das Ei essen und zugleich das Küken haben wollen. Bekommst du Kinder, so bekommst du Kinder. Hör mal zu, Petronius. In meiner Jungmädchenzeit hatte ich auch eine Menge hochfliegender Träume von dem, was ich werden wollte. Seefrauenromantik. Daran leidest du. Du sollst aufhören, all die abenteuerlichen Erzählungen über die Taten von Frauen zu lesen, und dich lieber in Jünglingsromane vertiefen. Dabei bekommst du viel realistischere Vorstellungen. Außerdem ist das kein richtiger Mann, der zur See fahren will."

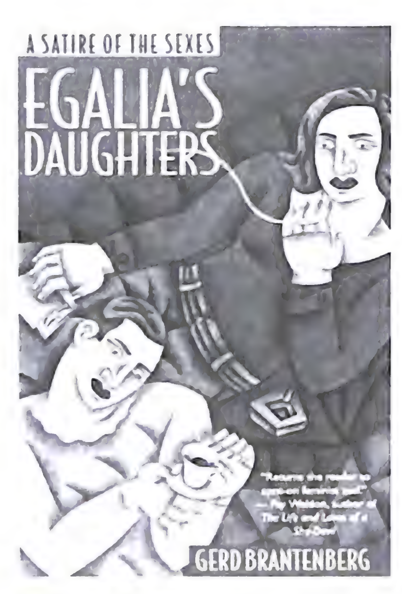
„Aber die meisten Seefrauen, die ich kenne, haben doch auch Kinder!"

„Das ist doch etwas ganz anderes! Eine Mutter, Petronius, kann nie Vaterstelle bei einem Kind vertreten."

Seine Schwester lachte gemein. Sie war anderthalb Jahre jünger als er und ärgerte ihn immer. „Haha! Ein Mann soll Seefrau werden? Denkste!" Neunmalklug fügte sie noch hinzu, dass der Widersinn doch schon in den Wörtern liege. „Eine männliche Seefrau! Der blödeste Ausdruck seit Wibschengedenken."

In Egalia, einem Land der völligen Gleichberechtigung, in dem Frauen nur unter verdeckter Hand die beruflichen wie sexuellen Machtpositionen innehaben und wo Haushalt und Kinderbetreuung naturgemäß den Männern überlassen werden, stößt der Berufswunsch des Jungen Petronius

auf Hohn und Spott. Auch sonst hat der Vierzehnjährige mit allerhand Schwierigkeiten zu kämpfen – ist er doch nahezu wehrlos den alltäglichen Übergriffen lüsterner Frauen ausgesetzt und muss sich seit Eintritt der Pubertät einen ebenso unbequemen wie entwürdigenden Penishalter umbinden, der ihn für die Frauenwelt attraktiver macht.



Die Töchter Egalias (1977) bildet den satirischen Versuch der norwegischen Autorin Gerd Brantenberg, einen Roman in einer Frauensprache zu schreiben, in der das Weibliche die Norm und das Männliche das Andere ist. Diese Umkehrung offenbart, dass unsere scheinbar so neutrale Sprache bis in ihre grammatischen Strukturen hinein patriarchal ist, und vermittelt einen Eindruck von ihrer allgegenwärtigen frauendiskriminierenden Wirkung im demokratischen Normalzustand.

Egalsund [die Mutterstadt der Direktorinnenfamilie Bram, mfg] war eine der schönsten Städte Egalias, wie sie dort inmitten der Meeresbucht lag und gleichsam nach dem Horizont Ausschau hielt. [...] Sie hatte drei riesige Parkanlagen, in denen im Herbst [...] die Menstruationsspiele zu Ehren der Jahresernte und des Einsatzes der Wibschen stattfanden. Der Gebärpalast Egalsunds lag mitten auf dem großen Höhenzug oberhalb der Mülldeponie Süd, dort, wo der Entbindungsboulevard in südöstlicher Richtung nach Pax verlief. [...]

Zwei große, weiße Hängebrücken verbanden die Stadt mit der Insel Luksus. [...]Hier ging das Fischerinnenleben weiter wie eh und je: wechselhaft, mit großen Erfolgen und bitteren Rückschlägen. Auf dem äußersten Geröllstein im Süden stand das Denkmal eines Fischerinnenmannes aus Stein. Das Denkmal war weit und breit bekannt und wurde jedes Jahr von vielen Touristinnen besucht. Der Mann der Fischerin starrt zum Horizont und wartet vergeblich auf die draußen Gebliebene. Sein suchendes Steingesicht drückt die Beständigkeit seiner Hoffnung und seines Wartens aus. Es ergreift alle, die es sehen. [...]

„Ja, das ist er, der Herr der Schöpfung, der Mensch!"[1]

Besonders augenfällig ist die widerspruchslose Vereinbarkeit der weiblichen Vorherrschaft mit dem egalitären Selbstverständnis. Die matriarchalen

Verhältnisse sind derart selbstverständlich, dass den Wibschen deren Ungerechtigkeiten kaum auffallen: Jeder und jedem stünden doch alle Wege offen. Schließlich wird es auch Petronius ermöglicht, einmal probeweise mit auf See zu fahren und in die Frauendomäne zu schnuppern. Die Geschlechtszugehörigkeit sei eben längst nicht mehr ein Indikator für Erfolg oder Niederlage.

Ebenso werden auch in unserer demokratischen Gesellschaft patriarchale Realitäten gern verneint und in die Vergangenheit projiziert. Der aufgeklärte Mann tritt für die Gleichberechtigung der Frauen ein und ist nicht mehr der Auffassung, dass Frauen vornehmlich für Haushalt und Erziehung zuständig sind – aber die meisten leben so. Die quantitativ höhere weibliche Repräsentanz in einigen öffentlichen Bereichen muss nicht zwangsläufig eine qualitative Verbesserung nach sich ziehen. Diskriminierungen in der beruflichen Welt, in der Familie und Konfrontation mit Gewalt und dem diskriminierenden Schönheitsdiktat sind nach wie vor an der Tagesordnung.

Abends sollte ein Fest sein. Petronius freute sich darauf und zog das hübsche rote Hemd an. Darüber trug er eine gelbe, enge Seidenbluse mit Puffärmeln. Er erregte Aufsehen, als er in Ödeschärs Salon trat. Zwischen all den schwarz und grau gekleideten Frauen war er wirklich eine Augenweide. Ihre eigenen Vorbereitungen für das Fest hatten lediglich darin bestanden, sich zu waschen. Die Seefrauen kamen sich etwas grobschlächtig und ungehobelt vor und versuchten, das wettzumachen, indem sie ihm einen Stuhl zurechtrückten, fragten, was er trinken wolle, sich nach seiner Lieblingsmelodie erkundigten, ihm Zigarillos anboten und Feuer gaben, den Aschenbecher holten, sich erkundigten, wie es ihm auf See gefalle, und ihm Komplimente zu seinen Zöpfen machten. Noch nie in seinem Leben war Petronius so viel Aufmerksamkeit zuteil geworden. Für einen Augenblick lang hatte er das Gefühl, der schönste Mann der Welt zu sein.

„Schenkst du mir den ersten Tanz?“, fragte eine Taucherin.

„Nein, der ist meiner“, sagte Mona, ein Decksmädchen.

„Nein, meiner – denn ich habe vor euch allen gefragt“, meldete sich Gro zu Wort.

„Na, na, na, na. Ich glaube, der gehört wohl mir“, brummte Lis Ödeschär, fasste Petronius unter den Arm und drehte mit ihm einen rasanten Seefrauenwalzer. Die Anderen stellten sich um die beiden herum, klatschten im Takt und stimmten ein Lied an. [...] Die Stimmung wurde immer ausgelassener. Die Seefrauen prosteten sich zu und legten immer neue Platten auf. [...] Dann ertönte ein Gong, und die Köchin marschierte mit zehn großen Schüsseln Speerbeißerragout herein. Die Frauen, nach den Anstrengungen des Tages ziemlich ausgehungert, schlürften und schaufelten

alles innerhalb weniger Minuten in sich hinein. Petronius war erstaunt, wie viel sie in sich reinstopfen konnten. [...]

Es wurde weitergefeiert, mit noch mehr Flaschen, noch mehr Gesang und Musik. Als alle schon ziemlich angeheitert waren, begannen sie, Geschichten zu erzählen.

„Als ich mal in Pax im Prostihaus war, da standen die Spritzer überall rum, wohin ich auch ging. Ich wusste nicht, wen ich nehmen sollte, so bin ich sie alle der Reihe nach durchgegangen. Da hat vielleicht der Schornstein geraucht! War das ein Zirkus!"

„Luzia noch mal!" [...]

Eine begann, Petronius immer dichter auf die Pelle zu rücken. Anfangs versuchte er noch, ein Stück weiter zu rutschen, doch sie kam einfach nach. Mit dem Handrücken fuhr sie über seine Wange. „Wahrhaftig, da ist ja schon ein bisschen Flaum drauf", sagte sie. „Pfoten weg!", zischte eine andere und schlug ihr auf die Schulter. Dann lachten sie wieder. Die eine wollte mit Petronius tanzen. Aber Gro fuhr dazwischen und schnappte ihn ihr weg.

Ein untrügliches Kennzeichen des Matriarchats ist die Reduzierung des Mannes auf seine Sexualität, im Sinne eines begehrten Objekts. In Egalia frauscht das matriarchale Schönheitsideal mit einer uns vertrauten Vehemenz. Die Herrenmode ist unpraktisch und behindert die Bewegungsfreiheit wie hierzulande Bügel-BHs, hochhackige Schuhe und Bauch-weg-Schlüpfer. Viel relevanter als die eigenen Befindlichkeiten sind die Scham und die Angst, den gängigen Maßstäben nicht zu genügen. So treiben die Männer ihre Sexualisierung, vor dem Hintergrund einer klitoriszentrierten Auffassung von Sexualität, voran und bringen ihr appetitanregendes Dekor, den Penis, zur Geltung. Parallelen zum patriarchalen Original sind unverkennbar. Die Idealvorstellung einer egalitanischen Frau beinhaltet hingegen Stärke und ein gewisses Mackertum, der Aufmachung der Frauen kommt Bequemlichkeit und Funktionalität zu.

Männer sind in Egalia Inspirationen für Statuen und Liebesgedichten, ihre Körper verzieren den Bug der Schiffe. Die Rolle der Männer als dekorative Gesellschafter ist sehr präsent und von den meisten Männern tief verinnerlicht. Identitätsfremdes Verhalten, das Fallen aus der Geschlechterrolle, wird wie bei uns geächtet. Da liegt es nahe, dass Petronius seine Träume von einem abenteuerlichen Leben als männliche Seefrau aufgibt, und sich stattdessen in die starken Arme einer guten Fischerin sehnt, die ihm das Vaterschaftspatronat für ihre Kinder überträgt.

Was bei der Lektüre des Buches als Ungerechtigkeit wahrgenommen wird, fällt in der Realität häufig gar nicht auf – es ist ja so schrecklich normal. „Es

gehört zum soziologischen Grundwissen, daß Herrschaft umso reibungsloser funktioniert, je weniger sie den Beherrschten bewußt ist."[2]

„Baldrian, schläfst du?" [...]

„Hmmm ..."

„Du, ich habe eine Eins in der Geschichtsarbeit geschrieben! Toll, was?"

„Hmmm ..."

„Du, weißt du, was ich mir überlegt habe? Ich habe darüber nachgedacht, warum die ganz Geschichte nur von Frauen handelt. Sicher doch deshalb, weil die Frauen so wichtig sind. Ich mag doch Geschichte, aber dann fühle ich mich so unwichtig wie ..."

„Hmmm ..."

„Und dann habe ich mir überlegt, dass unsere Sprache doch auch ein Teil unserer Geschichte ist. Ich meine zum Beispiel [...] das Wort Wibsche", sagte Fandango. „Das Wort ‚Wibsche' hört sich an, als ob alle Wibschen Weiber sind. Warum könnte es nicht genauso gut ‚Mannschen' heißen? Oder ‚Menschen'? Was meinst du, Baldrian?"

„Weil es eben ‚Wibschen' heißt. Das heißt einfach so."

Fandango, glücklich, dass Baldrian geantwortet hatte, fuhr fort: „Und sieh mal, zum Beispiel das Wort ‚dam'. Hast du dir das schon mal überlegt? Warum könnte es nicht genauso gut ‚herr' heißen? Oder ‚mann'? ‚Mann lernt, solange man lebt', zum Beispiel, oder ‚Herr lernt, solange herr lebt'. Warum eigentlich nicht?

„Dann sage doch einfach ‚wib'. Das ist neutral."„Darüber habe ich auch nachgedacht. Ich glaube, es kommt von Weib, daraus ist ‚wib' geworden [...].

„Hmmm ..."

„Du, ich glaube, wenn ich groß bin, werde ich eine Männerrechtlerin."

„Das bringt doch nichts ein."

„Doch. Ich kann Sprachforscherin werden. Es ist wichtig, die Sprache zu befrauschen. Und dann könnte ich dafür eintreten, das alle Wörter ausgetilgt werden, die zeigen, dass Weiber die Frauschaft in der Gesellschaft haben."

Sprechen ist Handeln – Eine Kundin ist noch lange kein Kunde!

Natürlich liegt auch der Fokus der egalitären Geschichtsschreibung ganz auf den Frauen. Männliche Protagonisten sucht dam vergebens. Auch in allen anderen Bereichen stehen Frauen sprachlich im Mittelpunkt: Stolze Egalitanerinnen sind matriotisch, dam nascht Weingummi-Frauchen,

jemand, der neben einem steht, ist unabhängig vom Geschlecht eine Nebenfrau. Diese Sprachkultur ist derart verinnerlicht, daß selbst der aufgeweckte Fandango den matriarchalen, sprachlichen Automatismen verfällt, wenn er von einer Karriere als *Sprachforscherin* träumt und meint, die Sprache *befrauschen* zu müssen.

Brantenberg dreht die Ableitungslogik der patriarchalischen Sprache um: Sprache, wie wir sie kennen, setzt das Männliche als die Norm und das Weibliche als ein davon abgeleitetes Anderes. Weiblichkeit muss somit sprachlich extra markiert werden – im Deutschen gewöhnlich durch das Suffix „-in". Die männliche Bezeichnung ist die Grundform und erweckt damit den Anschein der Neutralität: *die Lehrer*, Mehrzahl von *der Lehrer*, ist scheinbar geschlechtsneutral; eine Gruppe von Lehrerinnen darf theoretisch keinen einzigen Mann enthalten. Käme ein Mann hinzu, müsste die Gruppenbezeichnung zu *die Lehrer* wechseln.

Der Mann ist also Klassifikationsgrundlage, und die Frau muss sich damit begnügen, im besten Falle mitgemeint zu sein. Wie fadenscheinig die Beschwichtigungen, man würde doch alle Menschen meinen, auch wenn man das Maskulinum benutzt sind, zeigt folgendes Beispiel: *Die Mormonen durften früher mehrere Frauen heiraten, und sie dürfen auch heute noch kein Alkohol trinken.*. Dieses Maskulinum, das sich einen so geschlechtsneutralen Anstrich gibt, unterscheidet sich nicht von der Form, die ausschließlich Männer meint. Ganz selbstverständlich wird der Begriff d*ie Mormonen* nur für die Männer gebraucht. Im zweiten Teil des Satz sind die Frauen unter dem Begriff einfach wieder mitgemeint, ohne dass es Irritationen auslösen würde. Dagegen dürfte die Aussage *Die Deutschen sind tüchtige Hausfrauen* doch für einige Verwirrung sorgen. Schließlich sind nicht alle Deutschen Frauen! Männer dürfen sich zu Recht ausgegrenzt und deklassiert fühlen. Frauen müssen sich hingegen damit abfinden, nicht explizit genannt zu werden. Das hierarchische Geschlechterverhältnis schlägt sich also als sprachliche Nicht-Repräsentanz der Frauen nieder.

Die trotz formaler Gleichstellung gesellschaftlich deklassierte Position der Frau zeigt sich auch sehr deutlich in Schimpfwörtern wie *Du Mädchen!,* das ein Typ dem anderen an den Kopf wirft, wenn dieser ihn für feige oder zickig hält. Ohne weiteres kann ein vordergründig unschuldiger Begriff zu einem Schimpfwort werden, einfach weil er mit Frau-Sein verbunden ist.

Was kann feministische Sprachkritik leisten?

Wie nun aber diesen Missständen entgegentreten? Eine weitverbreitete Variante ist die Nennung sowohl der männlichen als auch der weiblichen Form, um so ein sicheres Gemeint-Sein zu garantieren. Diese sprachlich auffällige Möglichkeit kann sicherlich dazu beitragen, sich alltägliche Diskriminierungen zu vergegenwärtigen und über Missstände zu stolpern.

Allerdings bleibt die maskuline Basis des Wortes bestehen: Das Suffix „-in" wird dieser lediglich angehängt. Die Frau ist hier sprachlich gesehen wieder nur das Andere, die Sonderform.

Eine tiefer greifende Alternative schlägt die Germanistin Luise Pusch vor. Um dem patriarchalen Dilemma auf sprachlicher Ebene beizukommen, empfiehlt sie die Abschaffung des „-in", allerdings nicht der weiblichen Artikel und Attribute, und wählt für übergeschlechtliche Bezeichnungen das Neutrum: z. B. *das nette Lehrer* (geschlechtsneutrale Form) – *die nette Lehrer* (feminine Form) – *der nette Lehrer* – *die netten Lehrers* (Plural). Damit würde die vorgebliche Geschlechtsneutralität der Sprache in eine tatsächliche umgewandelt. Man entreißt der Basis *Lehrer* ihren maskulinen Anstrich, indem es einfach keine weibliche Form und somit eben auch keine männliche Form mehr gibt

Ein Beispiel: *„Sie ist eine gute Student. Ihre Leistungen sind beachtlich und ihre Professor ist sehr zufrieden mit ihr. Früher war sie Sekretär bei einer Architekt."*[3]

Diese Lösung rüttelt an den Grundfesten der deutschen Grammatik und unseres Sprachempfindens. „Die hier vorgeschlagene Umstrukturierung tut dem deutschen Sprachsystem [jedoch, mfg] nicht mehr Gewalt an, als dieses System uns Frauen antut."[4]

Sabrina Zachanassian

[1] Lew N. Tolstoi, Kreutzersonate. Insel Taschenbücher 1961. S. 63.

[2] Luise F. Pusch: Das Deutsche als Männersprache. Suhrkamp 1984. S. 83

[3] Ebd. S. 62.

[4] Ebd. S. 63.

Warum Mädchen keine Astronauten werden wollen und Jungs Prinzessinnen albern finden

Wie Geschlechtsidentitäten entstehen

In der modernen westlichen Welt ist man stärker denn je überzeugt: Geschlechtsspezifische Unterschiede sind so alt wie die Menschheit selbst. Männer und Frauen ticken eben von Natur aus anders. Wie ließen sich sonst in Zeiten formaler Gleichstellung, in denen der berufliche Werdegang nicht mehr vom Geschlecht, sondern einzig vom Leistungsvermögen abhänge und Frauen sogar Bundeskanzlerinnen werden können, geschlechtlich differierendes Verhalten und Interesse erklären?

Die Zeiten, in denen Familien auf einen männlichen Stammhalter hofften, sind zumindest in der westlichen Gesellschaft vorbei. Eltern freuen sich genauso über weiblichen Nachwuchs wie über männlichen und sind davon überzeugt, keine Unterschiede in der Erziehung zu machen. Wenn dann doch mit verlässlicher Regelmäßigkeit Generationen von kleinen Piraten und Prinzessinnen durch die Kindergärten toben, ist das wohl biologisch so programmiert und Eltern und PädagogInnen sind machtlos. Lediglich einige ewiggestrige Emanzen wollen das unausweichliche biologische Schicksal nicht wahrhaben, da es ihren politischen Prinzipien widerspreche. Diese Feministinnen beharren nun auf der Wirkmächtigkeit einer bisweilen derart subtilen geschlechtsspezifischen Beeinflussung, dass sie sich dem Auge des Beobachters entzieht. Sie sprechen von auf anatomischen Voraussetzungen projizierte Deutungsmuster, denen kaum zu entrinnen ist. Das zweiggeschlechtliche Regelsystem setzt sich, so deren Auffassung, zu großen Teilen unbewusst durch und reproduziert sich gerade dadurch unbehelligt.



Jedoch ist es viel unbequemer, Erziehungsmethoden infrage zu stellen und die eigenen Erwartungen als voreingenommen zu entlarven, als sich dem angeblichen Schicksal der Natur zu beugen. Deshalb erfreuen sich biologistische Ansätze, die uns erklären, warum Frauen größere Parklücken benötigen und man es Männern nicht so krumm nehmen darf, wenn sie nicht zuhören, großer Beliebtheit. Mit Sexismus und Rollenerwartungen habe das

alles nichts mehr zu tun. „*Der* Drops ist gelutscht“, davon ist nicht nur die Schauspielerin Nora Tschirner überzeugt.

Bevor der neue, wissenschaftlich legitimierte Sexismus im neurobiologischen Gewand beleuchtet und die geschlechtsspezifische Sozialisation skizziert wird, soll kurz der gesellschaftliche patriarchale Normalzustand dargestellt werden, in welchem sich der Drops doch eher als ein unzerstörbarer Granitbrocken erweist.

1. Und täglich grüßt das Patriarchat

1.1 Sexismus im privaten Bereich

Für den modernen, aufgeklärten Mann ist die Gleichberechtigung unter den Geschlechtern selbstverständlich. Er vertritt nur noch selten die Auffassung, dass Frauen allein für Kinder und Haushalt zuständig sind, aber die meisten Paare leben eben so – spätestens wenn ein Kind ins Spiel kommt. Die Erwerbsarbeit für die Kinderbetreuung zu unterbrechen, geht dann doch der Hälfte der Männer zu weit.[1] In fast allen heterosexuellen Beziehungen bleibt die Mutter die gesamte Elternzeit oder den größten Teil davon zu Hause beim Kind. Lediglich 0,2% der Väter unterbrechen ihre Berufstätigkeit nach der Zeit des Mutterschutzes und übernehmen die Kinderbetreuung.[2] Die sogenannten *Partnermonate*, durch die die Elternzeit noch einmal um zwei Monate verlängert werden kann und die der Volksmund bezeichnenderweise Vätermonate nennt, werden von 27% der Väter in Anspruch genommen, die sich jedoch zumeist auf das Minimum von zwei Monaten beschränken.[3]

Das Mutter-gehört-zum-Kind-Gebot hat nichts von seiner Wirkungsmacht eingebüßt, wenn auch häufig verklausuliert durch ganz rationale Entscheidungen, nach der die Einteilung der Elternzeit etwa von der Höhe des Einkommens beider Partner abhänge: „Das eheliche Verhältnis ist hier also ‚gleicher‘ gedacht, als es real gelebt wird ...“[4] Väter setzen zu ihrem ersten Karrieresprung zumeist in der Babypause der Mütter an, sodass die Zuständigkeiten danach noch klarer abgesteckt sind.[5]

1.2 Sexismus im öffentlichen Bereich

Die augenfälligste Diskriminierung ist wohl immer noch im *Gender Pay Gap* auszumachen, also dem Einkommensunterschied zwischen Männern und Frauen. Dieser beträgt seit Jahrzehnten konstant ca. 22%. Die Ursachen liegen in der unterschiedlichen Berufswahl und der geringeren Entlohnung sogenannter Frauenberufe, in der unsteteren und geringeren Erwerbsteilnahme von Frauen, ihren geringeren Aufstiegschancen und nicht zuletzt in der ungleichen Entlohnung einfach aufgrund des Geschlechts trotz gleicher Arbeitszeit und Qualifikation.[6]

Die selbstverständliche Teilnahme von Frauen am Berufsleben ist auch

deshalb kein Indikator für eine Geschlechterangleichung, da sich lediglich das Erwerbsverhalten der Frauen ändert, ohne dass diese jedoch von den hausfraulichen Pflichten durch die Männer entlastet würden. Sind beide Partner berufstätig, sind Frauen zweimal häufiger in den Haushalt und die Kinderbetreuung eingespannt, als die Männer.[7] Zusätzlich wirkt sich die Tatsache, Kinder zu haben oder lediglich im gebärfähigen Alter zu sein, für Frauen im Beruf oft nachteilig aus. Sie gelten ArbeitgeberInnen als unzuverlässiger und werden auch aus diesem Grund bei einer Beförderung seltener bedacht. Für Väter hingegen wirkt sich der Nachwuchs kaum negativ auf die Karriere aus, da selbstverständlich von einer dazugehörenden Mutter ausgegangen wird, die ihm den Rücken schon freihält. Diese Asymmetrie bringt die Neurowissenschaftlerin Cordelia Fine auf den Punkt: „Hinter jedem erfolgreichen Akademiker steht eine Frau, doch hinter jeder erfolgreichen Akademikerin findet sich eine ungeschälte Kartoffel und ein Kind, das Zuwendung braucht."[8]

1.3 Die gesellschaftliche Funktion des Patriarchats

Dieser – bei weitem nicht vollständige – Einblick in den sexistisch strukturierten Alltag[9] soll reichen, um das Patriarchat als ein brandaktuelles Konzept darzustellen, welches sich mitnichten erledigt hat und sich in dem hierarchisch gegliederten, arbeitsteiligen kapitalistischen System als vielmehr gesellschaftskonstituierend erweist. „Die direkte Herrschaft der Männer über die Frauen hat sich ... in einen gesellschaftlichen Raum verwandelt, in dem Geschlechtergleichstellung ... möglich geworden ist, ohne daß der letztlich ökonomische Zusammenhang der geschlechterhierarchischen Arbeitsteilung verschwunden ist. Denn: die Höherbewertung der Produktion gegenüber der Hausarbeit blieb immer noch erhalten."[10]

Dieser Ideologie entsprechend sieht die Gesellschaft Zusammenhänge, die sie zu sehen erwartet, und legitimiert diese Struktur als eine dem Wesen des Menschen vermeintlich innewohnende. Hier kommt ihr die Neurobiologie zu Hilfe, die dieses patriarchale System in ein unveränderlich natürliches Gewand kleidet. Dabei ist die Hirnforschung differenzierter und gespaltener, als es uns populärwissenschaftliche Bücher und Artikel glauben machen wollen. Studien, in denen keine geschlechtlich bestimmten Verhaltensunterschiede festgestellt wurden, dringen schlichtweg seltener an die Öffentlichkeit.

2. Der Neurosexismus und die Gleichheit der Geschlechter 2.0

Und so wird zur Rechtfertigung des Geschlechtsunterschiedes gern das Verhalten von Tieren oder Säuglingen herangezogen, die, so die Überzeugung, völlig unsozialisiert seien und aus denen die reine Biologie spreche. Dabei ist durchaus bekannt, dass manche Tiere in der Lage sind, ihr

Verhalten den Gepflogenheiten ihrer Bezugsgruppe anzupassen. So variiert beispielsweise die Beteiligung männlicher Tiere derselben Affenart in unterschiedlichen Rudeln bei der Aufzucht der Jungtiere sehr stark. Wenn also selbst in der Tierwelt instinktgeleitetes Verhalten nicht von erlerntem zu unterscheiden ist, wie soll das dann beim Menschen gelingen?[11]

In einem ebenso dilettantischen wie einflussreichen Experiment will der Psychologe und Cambridge-Professor Simon Baron-Cohen Belege für das weibliches Empathie-Vermögen gefunden haben. Er hielt Säuglingen Bilder von Gesichtern und Autos vor die Nase und, wie sollte es anders sein, beobachtete er eine größere Aufmerksamkeit der Mädchen für die Gesichter. Dass das Ergebnis einer großen Willkür unterliegt, da Babys kurz nach der Geburt noch ziemlich schlecht sehen und ständig von inneren körperlichen Vorgängen abgelenkt werden, sollte ihm als Mediziner eigentlich bekannt sein.[12] Niemand kann diese Säuglinge zudem befragen, warum sie etwas ihre Aufmerksamkeit schenken. Schließlich schauen Menschen auch etwas sehr lange an, von dem sie total irritiert sind.[13]

Da diese Experimente wohl doch zu viel Interpretationsspielraum bieten, widmen sich viele NeurobiologInnen der Messung geschlechtsspezifischer Gehirnströme und befinden sich damit in gruseliger Gesellschaft mit Wissenschaftlern, die noch vor nicht allzu langer Zeit das Gehirn auf „Rasseunterschieden“ hin untersuchten. Aber von derartigen moralischen Bedenken lassen sich die ForscherInnen nicht beeindrucken und sind ob des objektiven Antlitzes begeistert, das diese Messungen ihren Theorien verleihen. Jedoch ist der Zusammenhang der neuronalen Verarbeitung und Synapsenbildung mit dem erlernten Verhalten und den spezifischen Erfahrungen ebenfalls eine Binsenweisheit: „... denn die Erfahrungen, die wir alle im Laufe unseres Lebens machen, ändern die physischen Strukturen unseres Gehirns oder unsere Hormonproduktion. Es gibt keine unveränderliche biologische Realität, losgelöst von der Geschichte ... Unsere Erfahrung beeinflusst, wie sich unser genetisches Erbe ausdrückt.“[14] Das kollektive Vergessen derartiger Erkenntnisse scheint einzusetzen, wenn es der Legitimierung einer Ideologie dient.

Die Studien, die mit Testpersonen durchgeführt wurden, um die biologische Determination geschlechtsspezifischen Verhaltens zu belegen, beweisen vielmehr zumeist unfreiwillig die Beeinflussbarkeit des menschlichen Verhaltens durch Erwartungen und Stereotype, bis hin zur völligen Integration in das Selbstkonzept – getreu nach dem Motto „fake it till you make it“.[15]

Die biologistisch intendierten Studien werden von Medien und Bevölkerung gern als Argumentationsgrundlage genutzt und haben ihren Anteil an der „...erfolgreiche[n] Vollendung des Projekts ‚Gleichheit der Geschlechter 2.0‘ ..., in der Männer und Frauen zwar nicht gleich, aber doch gleichermaßen

frei sind, ihr fundamental unterschiedliches Wesen zum Ausdruck zu bringen."[16]

3. „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es." – Geschlechtsspezifische Sozialisation[17]

Diese vermeintlich unterschiedlichen Wesen werden heutzutage sogar in „geschlechtergerechten Monoedukationslehrplänen" berücksichtigt. In der Überzeugung, mit unterschiedlichen Lerninhalten und nach Geschlechtern getrenntem Unterricht den unterschiedlichen Bedürfnisse von Mädchen und Jungen Rechnung zu tragen, serviert man die selbsterfüllende Prophezeiung gleich mit.[18] Aber meist vollzieht sich die geschlechtsspezifische Sozialisation subtiler und bedarf der spezifischen Lehrpläne gar nicht. Hierzu tragen eine Vielzahl von (unbewussten) Beeinflussungen bei, die unmöglich gänzlich erfasst und reflektiert werden können.

Die folgende Skizze dieser Sozialisation ist nicht als starres Muster zu verstehen, welches sich bei jedem Individuum genau so vollzieht, sondern bildet eher Tendenzen ab, die so oder ähnlich, mehr oder weniger prägnant einen Einfluss auf die individuelle Entwicklung nehmen. Diese Prägung ist bisweilen nicht greifbar, da heutzutage geschlechtsuntypisches Verhalten selten mit Schlägen oder Strafen offensichtlich sanktioniert wird. Wir haben es hier eher mit subtiler Er- und Entmutigung zu tun, indem untypisches Verhalten nicht weiter beachtet wird und vernachlässigbare Ausnahme bleibt, Kinder in ihrem konformen Verhalten hingegen eher bestärkt werden.

3.1 Früh übt sich, wer eine richtige Frau werden will

Kinder wachsen in einer Umgebung auf, in der sich mit 95%iger Wahrscheinlichkeit Frauen um ihre Bedürfnisse kümmern. So lernen sie schon sehr viel über die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und auch das genderneutralste Spielzeug kann diese Erfahrung nicht erschüttern. Schon im Kindergartenalter wenden sich Kinder an Männer, wenn etwas zu reparieren ist, und an Frauen, wenn sie Trost und Geborgenheit benötigen. Sie können geschlechtstypische Eigenschaften, Tätigkeiten und Berufe benennen. [19]

Der gesellschaftlichen Erwartungen entsprechend, werden Jungs stärker zu körperlichen Aktivitäten animiert, die Muskelkraft befördern. Gerade von der Mutter wird der Sohn, dem anderen, privilegierteren Geschlecht angehörend, als autonomer begriffen, entsprechend mehr bedient und auf seine Wünsche wird stärker eingegangen. Der gehobenere gesellschaftliche Status von Männlichkeit zeigt sich auch in der stärkeren Sanktionierung von Jungen für geschlechtsuntypisches Verhalten. Während niemand das

Mädchen daran hindert, Bäume zu erklimmen oder sich an dem Werkzeugkasten ihres Bruders zu schaffen zu machen, da ihr, so sie es denn nicht übertreibt, damit eine Aufwertung widerfährt, wird dem Jungen das Prinzessinnenkleid schon eher versagt. Er muss damit rechnen, von den Kumpels abgewertet und von den Erwachsenen belächelt zu werden.

Mädchen werden im Kleinkindalter mehr herumgetragen und zur Vorsicht gemahnt. Sie lernen bereits in frühen Jahren den Haushalt als ihren Zuständigkeitsbereich kennen, indem sie schneller sauber werden müssen als die Jungen und eher selbständig essen und so die Mutter von der Hausarbeit entlasten. Sie sind stärker am Erwachsenen orientiert und ihr Spiel ist weniger raumgreifend. Die Erziehung der Mädchen ist zweigleisig sowohl auf das spätere Berufsleben als auch auf ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter ausgerichtet.[20] Dies erstreckt sich auch auf die Wahl des Spielzeugs. So wird dem Mädchen vielleicht doch der Umgang mit der Puppe etwas genauer erklärt als der mit einem Hammer.



3.2 In einem weiblichen Körper steckt ein weiblicher Geist

Die geschlechtsspezifische Sozialisation schlägt sich auch körperlich nieder, durch den Körper drückt sich die Geschlechtszugehörigkeit aus. „[Die Individuen] assimilieren ihren Körper, so daß er ein leibliches Gedächtnis ihres Mann- oder Frauseins wird."[21]

Der männliche Körper wird grobmotorischer und bewegungsintensiver sozialisiert, d. Die von Jungs bevorzugten Spiele sind durch Muskeltraining und Wettbewerb geprägt. Der weibliche Körper hingegen wird in einem bisher nie gekannten Ausmaß auf Ästhetik gedrillt, um dem gesellschaftlichen Schönheitsdiktat zu entsprechen. Es geht hier beispielsweise bei dem unter Mädchen beliebten Seilspringen um Körperbeherrschung, Grazie und ästhetische Bewegungsformen.[22]

Die geschlechtsspezifische Sozialisation spielt demnach auch in der Konstituierung des Körperbaus eine wesentlichere Rolle, als es uns biologistische Ansätze glauben machen wollen. „Letztlich ist [sogar] fraglich, ob es außer der primären Geschlechtlichkeit körperliche Geschlechtsunterschiede gibt."[23]

Selbst wenn die Geschlechtszugehörigkeit äußerlich unsichtbar ist, beeinflusst das Wissen darum bereits bereits unsere Wahrnehmung dieses

Körpers. In einer Studie wurden ProbandInnen gebeten einen Säugling zu beschreiben. Wenn ihnen mitgeteilt wurde, dass es sich um ein Mädchen handelt, wurde das Baby als schwächer, kleiner zarter, niedlicher beschrieben, als wenn sie davon ausgingen, es sei ein Junge.[24] Diese Zuschreibungen sind dabei nicht wertfrei lediglich auf die körperlichen Merkmale bezogen, sondern sind mit bestimmten Verhaltenserwartungen verbunden.

3.2 „Wenn ich so viel lernen würde, könnte ich das auch!"

Mit dem Schuleintritt sind Geschlechtsidentitäten bei der Mehrzahl der Kinder schon weitestgehend gefestigt, was nicht nur an der liebevollen Gestaltung der Schultüten abzulesen ist. In der Schule werden diese Identitäten noch einmal kräftig festgezurrt. Nun beobachten die GrundschülerInnen, dass für sie zunächst wieder fast ausschließlich Frauen zuständig sind, in einer Phase also, in der die Betreuung der Kinder sowie die basale Ausbildung und noch nicht die Förderung spezifischer Kompetenzen im Vordergrund stehen. Dieses Bild wandelt sich bezeichnenderweise jedoch in den späterenälteren Semestern, wenn es stärker um Spezialisierung und ExpertInnenwissen geht. Am Gymnasium beträgt der Anteil der Pädagoginnen durchschnittlich nur noch 40 %.[25] Gerade in den Naturwissenschaften fehlen den Schülerinnen weibliche Vorbilder. Ebenso demotivierend können sich die Fähigkeitserwartungen der PädagogInnen an die Schülerinnen und Schüler auswirken. Untersuchungen zeigen, dass LehrerInnen die Mädchen auf mathematischem und die Jungen auf sprachlichem Gebiet unterschätzen. Diese oft unbewussten Stereotype beeinflussen die Intensität der Förderung, die sich auf das Selbstvertrauen, Interesse und die Leistungen der Sprösslinge auf den jeweiligen Gebieten auswirkt und der späteren Berufswahl eine erste Schlagseite verleiht.[26] Für derartige Analysen sind die biologistischen Ansätze taub, die in dem geringeren Interesse vieler Mädchen an Tangente, Thermodynamik & Co. vielmehr ihre Theorie eines unterbelichteten weiblichen Vorstellungsvermögens bestätigt sehen.

Auch die Bewertung guter Leistungen ist nicht frei von stereotypen Zuschreibungen. Während einem erfolgreichen Jungen sogleich Fähigkeit und Talent zugesprochen werdenird, wird ein gutes Ergebnis bei einem Mädchen auch schon mal auf ihren Fleiß und ihre Disziplin zurückgeführt. Durch diese Unterstellungen erscheint das Mädchen bisweilen uninteressanter, verliert ob der fehlenden Anerkennung an Selbstbewusstsein und zieht sich tatsächlich häufig auf das sichere Terrain der Lernfächer zurück – . Uund die geschlechterspezifischen Prophezeiungen erfüllen sich einmal mehr.[27]

Jungen bekommen nicht nur aufgrund ihrer Leistungen, sondern auch

aufgrund ihres Verhaltens mehr Aufmerksamkeit. Wollen sich PädagogInnen während des Unterrichts nicht das Zepter aus der Hand nehmen lassen, müssen sie sich auf die dominanteren Jungen konzentrieren. Jungen werden doppelt so oft gelobt und getadelt wie Mädchen. [28]

Sicherlich bemühen sich einige Schulen um die Gleichstellung. Jedoch sind die Geschlechtsmuster derart in den Individuen und der gesamten Gesellschaft verankert, dass die gesellschaftlichen Positionen und Aufgaben nachschulisch wieder nach patriarchalen Mustern verteilt werden – spätestens, wenn die ehemaligen Schülerinnen und Schüler es die nächste Generation ein Kind zu betreuen habengilt.

3.3 Was nun?

Auch wenn wir unsere zum Teil unbewussten geschlechtsstereotypen Verhaltensweisen selbst oft nicht bemerken, so ist zumindest die Einsicht notwendig, dass wir bei aller Reflexion dennoch stereotyp handeln und so die Geschlechtervorstellungen auf die eigenen Kinder übertragen. Andernfalls besteht die Gefahr, vom eigenen geschlechtsneutralen Agieren überzeugt, die Ursache für die Geschlechtsunterschiede letztlich doch in der Biologie zu suchen. Das soll nicht heißen, „dass der Mensch eine Tabula rasa, ein unbeschriebenes Blatt sei; die Dynamik zwischen Biologie und Kultur ist zwangsläufig eine wechselseitige. Sie kann jedoch auch eine äußerst variable sein."[29]

Wenn auch der Einfluss der Biologie auf unser Verhalten nicht abschließend zu klären ist, wissen wir demgegenüber sehr viel über die Wirkmächtigkeit geschlechtsspezifischer Sozialisation. Hier gilt es anzusetzen und Kindern den Raum zu geben, Erfahrungen zu sammeln und Interessen auszubilden, auch wenn diese der geschlechtlichen Norm widersprechen mögen.

Sabrina Zachanassian

[1]Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Familienreport 2009.

[2]Vgl. BMFSFJ: Gender-Datenreport.

[3]Vgl. BMFSFJ: 2. Atlas zur Gleichstellung von Frauen und Männern in Deutschlandtsld. 2013. S. 60 f.

[4]Rendtorff, Barbara: Bildung der Geschlechter. 2011. S. 41.

[5]Vgl. Schwarzer, Alice: Der große Unterschied. 2000. S. 206 ff.

[6]Vgl. BMFSFJ: 2. Atlas zur Gleichstellung von Frauen und Männern in Deutschland. 2013. S. 70 f.

[7]Vgl. BMFSFJ: Gender-Datenreport.

[8]Fine, Cordelia: Die Geschlechterlüge. Die Macht der Vorurteile über Frau und Mann. 2012. S.

162.
[9]Die sexistische Knechtung u. a. durch Gewalt, Prostitution und den Schönheitswahn beschreibt Alice Schwarzer sehr eindrücklich in: Der große Unterschied. 2000.
[10]Uwe Sielert: Halt suchen auf schwankendem Boden. Männliche Sozialisation und Konsequenzen für die geschlechterbezogene Jugendbildung. 1999. S. 69.
[11]Vgl. Fine, Cordelia. 2012. S. 212
[12]Vgl. ebd. S. 192 f.
[13]Walter, Natasha: Living Dolls. Warum junge Frauen heute lieber schön als schlau sein wollen. 2012. S.200.
[14]Ebd. S. 246.
[15]Vgl. Fine, Cordelia. 2012. S. 47f.
[16]Ebd. S. 158.
[17]de Beauvoir, Simone: Das andere Geschlecht. 2000. S. 334.
[18]Ebd. S. 268.
[19]Vgl. Hunger, Ina: Geschlechtsspezifische Sozialisation bis zum Schuleintritt. 2010. S. 245.
[20]Vgl. Hoefer, Georg et al.: Die Geschichte der geschlechtsspezifischen Sozialisation bis zum Fernsehzeitalter. 1995,. und: Rendtorff, Barbara: Bildung der Geschlechter. 2011. S. 49 ff.
[21]Bilden, Helga: Geschlechtsspezifische Sozialisation. 1998. S. 284.
[22]Vgl. ebd. S. 284 f.
[23]Klein, Michael: Körper, weiblich und männlich. In: Dunde, S.: Handbuch Sexualität. 1992. S. 119.
[24]Vgl. Scheu, Ursula: Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht. 1977. S. 107.
[25]Vgl. Aktionsrat Bildung:. Geschlechterdifferenzen im Bildungssystem. Jahresgutachten 2009. S. 28.
[26]Vgl. Hagedorn, J. et al. (Hrsg.): Ethnizität, Geschlecht, Familie und Schule. 2009. S. 354 f.
[27]Vgl. Stalmann, Franziska: Die Schule macht die Mädchen dumm. 1999. S. 56.
[28]Ebd. S. 46 ff.
[29]Walter, Natasha. 2012. S. 246.

„Meine Mutti ist Abteilungsleiter, alle Tage steht sie ihren Mann…“

Das Frauenbild im warenproduzierenden Sozialismus

Befragt man die ältere Generation in Ostdeutschland, scheint es die Frauenfrage in der DDR nicht gegeben zu haben: Frauen arbeiteten, ließen sich scheiden, konnten sich eigenverantwortlich für einen Schwangerschaftsabbruch entscheiden und wurden Bürgermeister, sie waren Genossen unter Genossen. Von Anfang an schrieb sich der sozialistische Staat die erfolgreiche Emanzipation der Frau auf die roten Fahnen. Mit Marx ging man davon aus, dass sich der gesellschaftliche Fortschritt am Status der Frau messen ließe[1], und demonstrierte so die Überlegenheit gegenüber dem Klassenfeind. Jedoch verloren die großenteils männlichen besetzten Politkader die Mehrfachbelastungen, die aus dieser staatlich verordneten Emanzipation für die Frauen erwuchsen, oftmals aus dem Blick. Die Frau sollte Arbeiterin, Genossin, Mutter und Hausfrau in einem sein und verkörperte so den neuen staatstreuen, sozialistischen Menschen. Einige DEFA-Produktionen[2], die in diesem Artikel zur Illustration dieser These erwähnt werden, fungieren oft als Spiegel dieser ambivalenten gesellschaftlichen Entwicklungen. Die fast ausschließlich männlichen Regisseure stellten zum einen die Belastungen, unter der die Frauen ächzten, kritisch dar und ließen ihre Protagonistinnen zum anderen als den neuen sozialistischen Idealtypus erstrahlen. Diese Instrumentalisierung, zu der sich die Frau historisch anbot, und die an sie gerichteten Erwartungen verlieh der Emanzipation doch eher die Gestalt eines Mythos.

Im Folgenden soll dem Frauenbild dieser Zeit und den Effekten der Emanzipationsbemühungen nachgespürt werden – ohne dass dabei ein vollständiges Abbild der Wirklichkeit skizziert werden könnte. Es geht um eine Rekapitulation des Zeitgeistes, den die Empirie nicht immer widerspiegeln muss, der sich jedoch gesellschaftsstabilisierend und ideologieproduzierend auswirkt. „Aber theoretischen Entwürfen ist es eigentümlich, daß sie mit den Forschungsbefunden nicht blank übereinstimmen; daß sie diesen gegenüber sich exponieren, zu weit vorwagen, oder, nach der Sprache der Sozialforschung zu falschen Generalisationen neigen … Ohne jenes Sich-zu-weit-Vorwagen der Spekulation jedoch, ohne das unvermeidliche Moment von Unwahrheit in der Theorie wäre [die empirisch-soziologische Forschung] überhaupt nicht möglich: sie beschiede sich zur bloßen Abbreviatur der Tatsachen, die sie damit unbegriffen … ließe.“[3]

1. Die Emanzipation von oben

Es ist schwierig, gerade in den ersten drei Jahrzehnten der DDR eine eigenständige Frauenbewegung auszumachen. Sie wurde, wie sämtliche anderen eigenmächtigen politischen Gehversuche, weitestgehend unterbunden. Nicht die Frauen selbst, sondern Vater Staat nahm die weibliche Emanzipation in die Hand. Die Überzeugung August Bebels teilend ging man von der Nichterwerbstätigkeit von Frauen als der Ursache aller Unterdrückung aus. Deshalb wurde von Seiten der Politik 1946 das Ziel der Gleichberechtigung im öffentlichen Leben und im Beruf (durch gleiche Entlohnung) ausgegeben. Emanzipation meint nach dieser Sichtweise die Angleichung der Frauen an die Männer. Allerdings waren hier nicht ausschließlich altruistische Motive am Werk. Für die Errichtung eines sozialistischen Bollwerks gegen den „imperialistischen Westen" aus den Ruinen des Krieges bedurfte es einer großen Anzahl auch weiblicher Arbeitskräfte. Durch die zahlreichen Abwanderungen besonders qualifizierter Kräfte gen Westen, bis zum Mauerbau, wurden außerdem gut ausgebildete Frauen benötigt. „Die Einbeziehung der Frau in den Arbeitsprozeß war kein emanzipatorisches Problem, sondern vor allem eine ökonomische Notwendigkeit."[4]

Jedoch enthielten die frauenpolitischen Reformen der DDR für die damalige Zeit tatsächlich fortschrittliche Aspekte. Während die BRD es erst 1957 für nötig erachtete, das Ehe- und Familienrecht von 1896 zu reformieren, geschah dies in der DDR bereits 1949 mit der Verabschiedung des Gesetzes zur Gleichstellung von Frau und Mann. Nach einiger Zeit erkannten die Herren der Einheitspartei, dass die Emanzipation der Frauen nicht ohne Einbezug der Männer zu haben ist und verankerten die gleichberechtigte Verantwortung für den Haushalt und die Kindererziehung im Familiengesetz von 1965. Zur Entlastung der Frauen wurde ein kurzzeitiger bezahlter Schwangerschaftsurlaub und Arbeitszeitverkürzungen gewährt und der Ausbau von Kindertagesstätten vorangetrieben. Diese Maßnahmen führten tatsächlich zu einer stärkeren Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt als in der BRD – vor allem auch in frauenuntypischen



Berufen. Deshalb bezeichnete Walter Ulbricht bereits 1963 die frauenpolitischen Forderungen als weitestgehend erfüllt und die Gleichstellung als abgeschlossen.[5]

2. Vom Mythos der abgeschlossenen Emanzipation

2.1 Die eierlegende Wollmilchsau

Dieser voreilige Schluss Ulbrichts beweist ein recht oberflächliches, auf finanzielle Unabhängigkeit reduziertes Verständnis von Emanzipation. Die Überzeugung vom Erfolg der politischen Maßnahmen zog nur halbherzige Bemühungen nach sich, den stereotypen Mustern im privaten und öffentlichen Bereich zu begegnen. Im Gegenteil, es bestand damals wie heute kein Interesse an der Unterwanderung patriarchaler Strukturen, die sich machtstabilisierend auswirken und die Erledigung der sich der Verwertungslogik entziehenden und daher unbezahlten reproduktiven Tätigkeiten durch die Frauen gewährleisten.[6]

So ließen sich die Herren durch die berufstätigen Frauen im warenproduzierenden Sozialismus nicht von ihren Chefsesseln vertreiben. Die Karriereleiter endete für Frauen zumeist in der unteren und mittleren Berufshierarchie. Ein beruflicher Aufstieg erforderte zudem politische Aktivitäten im Sinne der Staatsdoktrin, die eine Aufstockung der Belastungen durch Familie und Beruf bedeutete. Berufstätige Mütter hatten schlichtweg kaum die Zeit und Kraft, um an entsprechenden Versammlungen teilzunehmen, was dem beruflichen Fortkommen wenig zuträglich war. Seit den 70er Jahren wurden aufgrund ökonomischer Zwänge zudem die Teilzeitarbeit stetig abgebaut und Mütter immer seltener von der Schichtarbeit verschont, die ihnen die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erleichtert hätte.

Besonders auffällig ist die weibliche Unterrepräsentanz in den Politkadern. Im Ministerrat befand sich mit Margot Honecker seit den 70er Jahren lediglich eine einzige Frau in dem einflussreichen Gremium. Die zahlreicheren Volksvertreterinnen in den unteren Politriegen erfüllten die ideologische Funktion, „eine Diktatur zu schmücken“[7] und fungierten ansonsten vornehmlich als Gesetzesüberbringerinnen.[8] Die richtungsweisenden Posten in Politik und der Arbeitswelt blieben fest in männlicher Hand.

Von den Forderungen vieler berufstätiger Frauen und des Staates nach größerer männlicher Beteiligung im Haushalt und bei der Kindererziehung zeigten sich die Männer weitestgehend unbeeindruckt. Ihre Weigerung und das nunmehr selbstbewusstere Auftreten der Frauen äußerten sich in der hohen Scheidungsrate in der DDR.[9] Die Bürde der großen Zahl alleinerziehender Mütter wird in DEFA-Filmen wie *Paul und Paula* von 1973 und *Das Fahrrad* von 1982 thematisiert, deren Protagonistinnen trotz

finanzieller Unabhängigkeit mitnichten ein erfülltes und selbstverwirklichendes Leben führen, sondern ihr Alltag trostlos und zermürbend erscheint.

Die berufliche Gleichstellung der Frau hatte also nicht automatisch größere Gerechtigkeit in den Geschlechterbeziehungen zur Folge und tangierte die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wenig. „Die ideologischen Vorstellungen des Staates und die bei den Menschen vorherrschenden Meinungen klafften weit auseinander."[10] Die Politik propagierte zwar ein Idealbild der emanzipierten Frau als möglichst hochqualifiziert, voll berufstätig, politisch engagiert und vorbildliche Erzieherin ihrer Kinder, versäumte es jedoch, ein neues Leitbild für den Mann zu entwerfen. Während die einen weiterhin auf ihren patriarchalen Privilegien beharrten, überforderten die anderen die an sie gestellten vielschichtigen Erwartungen. Dennoch wirkte sich die Berufstätigkeit der Frauen positiv auf ihr Selbstbewusstsein aus und sie nahmen sich selbst häufig als gleichberechtigt wahr. Die Entlastungen durch die später als „Muttipolitik" kritisierten Maßnahmen von kurzzeitig gewährten Arbeitszeitverkürzungen bis zu garantierten Kindergartenplätzen und die Integration in die Berufswelt waren in der Öffentlichkeit präsenter als die Benachteiligungen von Frauen.[11] Jedoch wird die „tatsächliche Entfaltung der Frau nicht allein durch ihre finanzielle Selbständigkeit vollzogen, sondern durch ein anderes Verhältnis von Frau und Mann in privater Partnerschaft und gesellschaftlichem Umgang."[12]

2.2 Die Frau als sozialistischer Idealtypus

Die Frau erlebte in dem jungen sozialistischen Staat eine bis dato unbekannte Aufmerksamkeit. Erstmalig in der Geschichte schien sie aus dem Schatten der Privatheit herauszutreten und die Repräsentantin des neuen politischen Subjekts zu sein. Gänzlich in den gesellschaftlichen Produktionsprozess integriert erwächst sie dem Ansinnen des Staates gemäß zu einer sozialistischen Persönlichkeit, zu einem sich seiner selbst bewussten öffentlichen Wesen. Hier werden Weiblichkeitsbilder erschaffen, „die die wirkliche Frau nicht meint, sondern sie zum Prinzip erhebt."[13] Diesen Idealtypus, der ab und zu strauchelnd sich doch für den Pfad der sozialistischen Sache entscheidet, verkörpern beispielsweise die Protagonistinnen Grit und Rita in den DEFA-



Filmen *Beschreibung eines Sommers* von 1962 und *Der geteilte Himmel* von 1964 (nach dem Drehbuch von Christa Wolf). Diese und andere Frauenpersönlichkeiten bieten sich als Inkarnation des neuen Menschen an, da die Frau, als ein historisch unbeschriebenes Blatt wahrgenommen, sich zur Repräsentantin der Zukunft eignet – ganz im Gegensatz zu den Männern, die in den DEFA-Filmen entweder verbohrte Parteifunktionäre oder aber Regimekritiker ohne jeden Idealismus mimen. Letztere, prototypisch verkörpert durch Manfred Krug, wirken verbraucht, erfahrener, skeptisch, sind schwerer in die neue Gesellschaft zu integrieren und stehen für das alte System.

Die, der Ideologie entsprechenden Überzeugung der weiblichen Geschichtslosigkeit und Weltunerfahrenheit verleitete einmal mehr zur Instrumentalisierung der Frau, indem sie nun als beschreibbare Projektionsfläche für die staatlichen Doktrinen fungierte. Rita und Grit sind idealistisch, voller Hoffnung und glauben an das neue Wertesystem. Gerade Grit, die Protagonistin in *Beschreibung eines Sommers*, wirkt dabei jedoch stereotyp naiv. Die Liebe der beiden Frauen zu regimekritischen Männern lässt sie schwanken zwischen der Entscheidung für das private Glück und ihrer Regimetreue. Rita trifft in *Der geteilte Himmel* eine politische Entscheidung gegen ihre Liebe. Für sie ist die sozialistische Gesellschaft die erste, in der sie sichtbar ist, für ihren Verlobten handelt es sich nur um eine weitere ideologische Indoktrination, die ihn zur Ausreise treibt. Wie Rita sollen sich die Frauen der DDR in die Obhut des sozialistischen Staates begeben, dessen männliche Entscheidungsträger bei entsprechender Folgsamkeit schon für ihre Emanzipation sorgen. Dieses Paradox eines patriarchal gelenkten Emanzipationsprozesses bleibt weitestgehend unerkannt.

Die idealtypische sozialistische Frauenpersönlichkeit ist gemäß der autoritären Staatsdoktrin unmöglich mit Selbständigkeit und freiheitlichem Denken ausgestattet. Wieder einmal bleibt die weibliche Subjektbildung unvollendet, indem nun die Frau als Prinzip zum Instrument für die weltanschaulichen Botschaften erstarrt und mit ihrer Entsexualisierung nicht automatisch ihren Objektstatus verloren hat.[14]

Neben der Geschichtslosigkeit der Frau bot sie der Partei durch ihren „von jeher gut trainierte[n] Gehorsam ... ein gutes Fundament, ihr eigenes Modell darauf zu errichten."[15] Diese ansozialisierte Tendenz zur Unterordnung ist nicht Gegenstand emanzipatorischer Reflexion. Im Gegenteil kommt diese Haltung dem Streben des Staates nach Vormundschaft in allen Lebensbereichen zupass. Die Frau bleibt, nicht eigenständig für ihre Emanzipation eintretend, also weiterhin entmündigt und legt ihr Schicksal in die Hand des Staates. Das für die Frau vorgesehene Lebensmodell sah zwar die Aufhebung der Abhängigkeit gegenüber dem

Mann vor, ersetzt diese jedoch durch die Unterordnung unter den Staat. Es wandelt sich lediglich die private Gefolgschaft in eine gesellschaftliche.[16]

Das Ergebnis des Emanzipationsprozesses realsozialistischer Couleur blieb durch die weitestgehende finanzielle Unabhängigkeit der Frauen bei gleichzeitiger staatlicher Bevormundung ambivalent: „... die Frau wird zum einen Gegenstand der Erziehung und keineswegs aus ihrer traditionellen Rolle entlassen, in der sie geführt und gelenkt wird, und zum anderen erlangt sie Partizipationsmöglichkeiten in der Gesellschaft, die ihrem bisherigen Kulturschicksal entgegenstehen."[17]

3. Die Anfänge einer Frauenbewegung

Seit den 80ern organisierten sich die Kritikerinnen der staatlichen Frauenpolitik und beanstandeten dessen Reduktion zur „Muttipolitik". Der Protest gegen die militaristische Erziehung und die Hochrüstung im Zuge des Kalten Krieges, die Problematisierung von häuslicher Gewalt gegen Frauen und geschlechtsspezifischer Sozialisation verdichtete sich in organisierten feministischen Gruppen. Aus der *Lila Offensive* etwa ging der *Unabhängige Frauenverband* hervor, der nach der Wende sogar kurz in den Bundestag einzog. Mit der sozialistischen Staatsdoktrin teilten sie die Überzeugung, dass die Beseitigung des Kapitalismus eine Voraussetzung für die Geschlechtergerechtigkeit sei, jedoch stellte ein sozialistisches Staatssystem ihrer Erfahrung nach offensichtlich keine Garantie für die Aufhebung des Patriarchats dar. Diese regimekritischen Einstellungen waren dem Staat bald ein Dorn im Auge und führten sogar zu kurzzeitigen Verhaftungen von Aktivistinnen wie Ulrike Poppe, Bärbel Bohley und Jutta Seidel. Jedoch ließ sich die – eng mit der Friedensbewegung verwobene – feministische Opposition durch derartige Repressionen nicht nachhaltig erschüttern und war maßgeblich an der Mobilisierung von 1989 beteiligt. Dabei ging es ihnen vornehmlich darum, den Sozialismus lebbarer zu gestalten. Ein möglicher Beitritt der DDR zur Bundesrepublik ließ die Erschütterung bereits errungener Rechte fürchten, wie den Verlust des Rechts auf Schwangerschaftsabbruch oder einen garantierten Zugang zur Kinderbetreuung. Sie sollten recht behalten.

Nach der Wende drangen die ostdeutschen Aktivistinnen stärker als ihre westdeutschen Genossinnen mit der Überzeugung „Ohne Frauen ist kein Staat zu machen" auf eine aktive Teilhabe. Die Euphorie der Frauen beider Staaten, nun gemeinsam agieren zu können, war nach der Vereinigung Deutschlands groß. Jedoch nahmen vor allem die weißen Frauenrechtlerinnen schnell unüberwindbare Widersprüche wahr, aufgrund ihrer unterschiedlichen politischen Sozialisation und Bewertungen der Privatsphäre oder Begriffen wie Emanzipation.[18] Schwarze Aktivistinnen

hingegen einten die rassistischen Erfahrungen in Ost und West, die zu einer stärkeren Zusammenarbeit und Solidarität untereinander führten.

Sabrina Zachanassian

[1] Vgl. MEW. Band 32. 1974. S. 583.
[2] Die DEFA mit Sitz in Potsdam-Babelsberg war das große, staatliche Filmunternehmen der DDR.
[3] Adorno, Theodor W.: Theorie der Halbbildung. In: Soziologische Schriften 1. Suhrkamp. 1995. S. 101
[4] Chmura, Heidrun: zit. nach: BfpB: Medienberatung. Frauenbilder in den DDR-Medien. 1997. S. 30.
[5] Nave-Herz, Rosemarie: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland. 1997. S. 63 ff.
[6] siehe hierzu: *Das Patriarchat ist tot, es lebe das Patriarchat!?* in diesem Heft
[7] BfpB: Medienberatung. Frauenbilder in den DDR-Medien. 1997. S. 83.
[8] Nave-Herz, Rosemarie: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland. 1997. S. 64 f.
[9] BfpB: Medienberatung. Frauenbilder in den DDR-Medien. 1997. S. 32.
[10] Fr.-Ebert-Stiftung: Frauen in der DDR. Auf dem Weg zur Gleichberechtigung?. 1987. S. 31.
[11] Vgl. Nave-Herz, Rosemarie: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland. 1997. S. 66.
[12] Sell, Katrin: Frauenbilder im DEFA – Gegenwartskino. 2009. S. 229.
[13] Ebd. S. 23.
[14] Vgl. ebd. S. 23 ff.
[15] Chiarloni, Anna: Christa Wolf. 1988. S. 11.
[16] Sell, Katrin: Frauenbilder im DEFA – Gegenwartskino. 2009. S. 188 ff.
[17] Ebd. S. 61.
[18] Vgl. Nave-Herz, Rosemarie: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland. 1997. S. 67 ff.

Mein Körper gehört mir (nach Feierabend)

Eine feministische Auseinandersetzung mit dem Thema Prostitution

Prostitution ist nach wie vor ein heißes Eisen in der feministischen Debatte, an dem sich die Geister heute stärker scheiden als noch vor zehn, zwanzig Jahren. Die Zweite Frauenbewegung hat Prostitution vielfach als ein besonders frauenverachtendes Übel der patriarchalen Gesellschaft verurteilt. Diese Analyse ist mancherorts einer Betrachtungsweise gewichen, die einerseits individuelle und sexpositive Aspekte von Prostitution stärker in den Vordergrund rückt und andererseits auf den Charakter von Sexarbeit als Lohnarbeit hinweist, die anders denn als Lohnarbeit zu verurteilen moralisierende Heuchelei wäre. Prostitution wird somit zur persönlichen Lebensentscheidung der Sexarbeiterin, die es kaum noch gesellschaftskritisch einzubetten gilt. Entsprechend wurde im Herbst 2013 Alice Schwarzers Initiative, Prostitution in Deutschland zu verbieten, mit dem protestierenden Verweis auf das Selbstbestimmungsrecht und die vielfältigen Biographien von Sexarbeiter_innen kritisiert.

Unsere Annäherung an das Thema Prostitution wird von folgenden Fragen geleitet: Ist die Reduktion von Sexarbeit auf Lohnarbeit möglich? Welche Rolle spielen bei der Entscheidung, Prostitution als Dienstleistung anzubieten bzw. in Anspruch zu nehmen, die geschlechterspezifische Sozialisation und das damit einhergehende instrumentelle Verhältnis vieler Frauen zu ihrem Körper? Wie lässt sich eine materialistisch-feministische Kritik formulieren, die Prostitution in ihrem Zusammenhang mit dem warenproduzierenden Patriarchat erfasst – und zugleich die feministische Solidarität mit Prostituierten betont?

Die Macht, sexy zu sein

Prostitution ist in der Postmoderne, die in ihrer globalen, entgrenzenden Manier unterschiedlichste Lebensentwürfe und Identitäten in sich vereint, der Schmuddelecke entwachsen und in der Mitte der Gesellschaft angekommen. In Zeiten, in denen Frauen ihren Kampf um Emanzipation siegreich ausgefochten hätten, unterliegt die Art ihres Lohnerwerbs angeblich keiner Fremdbestimmung mehr. Vielmehr liege die Entscheidung allein bei der Frau, die sich ihrer Neigung entsprechend einen Beruf wähle. Wenn es nun der einer Prostituierten sein soll, spreche das doch mehr für eine sexuell befreite, starke, selbstbewusste Persönlichkeit, die, sich selbst managend und weit entfernt vom Status eines Opfers, ihre Kunden fest im Griff hat. Die britische Feministin Natasha Walter schreibt dazu in *Living Dolls. Warum junge Mädchen heute lieber schön als schlau sein wollen*

(2011): „Es gibt dieses Märchen, dass Frauen dadurch ihre Sexualität frei ausdrücken würden und dass es, weil sie eine Menge Geld dabei verdienen können, ihnen Macht über die Männer gibt, die ja dafür zahlen" (S. 17).

Dieses Selbstbewusstsein, das einige als taffe Geschäftsfrauen erstrahlen lässt, den meisten Sexarbeiterinnen jedoch lediglich angedichtet wird, fußt auf ihrer Körperlichkeit und ihrer erfolgreichen Vermarktung als Sexobjekt. Der Objektstatus der Prostituierten wird gemäß einer weitläufigen, liberalen Ansicht zum Schlüssel der Subjektwerdung – ein Strip zur Emanzipation. Als wohlhabende Playboy-Häschen verklärte Prostituierte erfüllen vordergründig jenes Ideal, von dem viele Frauen träumen – da diese den für Frauen elementarsten Weg zur gesellschaftlichen Anerkennung beschritten haben: allseits sexuell begehrt zu sein. Das führe zu einem tollen Körpergefühl und so zu größerem Selbstbewusstsein. Die sexuelle Verdinglichung wird als bewusste Entscheidung und Akt der Befreiung gedeutet – nicht als Ausbeutung. Die, denen es gelingt, den gesellschaftlichen Zurichtungen zu entsprechen und ihre Sexualität vermeintlich frei ausleben, werden, wie Walter kritisiert, gar zu „freche[n], erotische[n] Idol[en] der Emanzipation der Frau" stilisiert (S. 59).

„Es ist wie in den Supermarkt gehen"

Diese Verklärung und Normalisierung der Sexarbeit ist fatal, da sie die Verantwortung für unangenehme und traumatische Erlebnisse – die, wie Natasha Walter darlegt, in diesem Beruf nahezu vorprogrammiert sind – häufig ungewollt den Frauen zuspricht. Schließlich hätten sie dieses Metier frei gewählt und müssten nun mit den negativen Seiten leben oder sich einfach einen anderen Job suchen. Die Tatsache, dass es die eigene Entscheidung war, ändert nichts daran, dass sie in der Mehrheit eine selbstzerstörerische und schädliche ist und nichts mit sexueller Freiheit zu tun hat. Im Gegenteil, es ist eine unvergleichliche Dimension der Entmenschlichung, nicht seine Arbeitskraft vermittelt über ein Produkt oder eine Dienstleistung zu Markte zu tragen, sondern ganz unmittelbar sich selbst als Ware anzubieten. Die an dieser Stelle oft herbeihalluzinierte Trennung zwischen Körper und Geist ist eine Anforderung der warenproduzierenden Moderne, die eine enorme Zurichtung des bürgerlichen Subjekts bedeutet und doch nie gänzlich vollzogen werden kann. Körper und Geist stellen vielmehr eine identitätsstiftende Einheit dar. Dies gilt in besonderem Maße von der Sexarbeit, denn anders als andere physische Tätigkeiten ist der Gebrauch der Sexualität als etwas Privates, von der Lohnarbeitssphäre Abgespaltenes konstituiert. Besonders Mädchen und Frauen wird im Rahmen der geschlechtsspezifischen Sozialisation ihre Sexual- und Fortpflanzungsfunktion als spezifisch weiblicher Daseinszweck vermittelt und ist aufs Intimste mit ihrer Identität als Frau verwoben.

Demnach ist es nicht allein der Körper, über den die Freier verfügen. Die kapitalistische Logik verunmöglicht es, Sexarbeiterinnen, einmal als Ware in den Tauschprozess integriert, während der Ausübung ihres Berufes als Menschen, als Besitzerinnen einer Arbeitskraft zu sehen. Die Unterscheidung zu einer Person, die „lediglich" die eigene Arbeitskraft verkauft, wird schon in der reflexiven Form der Formulierung des *Sich-Prostituierens* deutlich, die die unmittelbare Verdinglichung eines Menschen und nicht „nur" seiner Arbeitskraft verdeutlicht und die für keine andere Berufsbezeichnung möglich ist. Und nur als ein solches Ding werden Sexarbeiterinnen von Freiern wahrgenommen: als eine entpersonalisierte, willenlose, lebendige Puppe, die sich ganz und gar den Wünschen der Kunden unterwirft, in der jedoch ein Mensch steckt. Diesen unlösbaren Widerspruch belegen die Internetkommentare der Kunden, die unbeabsichtigt die Zerrissenheit der Frauen dokumentieren, sich als Ware, als Ding preisgeben zu müssen und dennoch Mensch zu sein: „Scheißfick ... Holte mir schließlich einen runter, weil sie sagte, ich hätte ihr zu weh getan ... Geldverschwendung", „Ich nagelte sie einfach, bis ich fertig war, und ging", „... sie lag einfach auf dem Rücken und starrte ausdruckslos an die Decke, was sehr abturnend war " (Natasha Walter, *Living Dolls*, S. 75f.). Von Gleichberechtigung oder gar sexueller Befreiung kann hier keine Rede sein. Das hierarchische Geschlechterverhältnis kann vielmehr kaum deutlicher zu Tage treten: „Die Männer ... sind ‚seriös', sie tragen einen Anzug, sie haben ein Bankkonto, die Frauen sind ‚unseriös', sie sind nackt, sie haben Schulden" (S. 66). Die überwiegende Mehrheit der Freier, so Walter, halten laut einer Studie käufliche Frauen für minderwertig.

Von dieser Zerrissenheit zeugt auch der massive Drogenkonsum unter den Prostituierten. Sie prostituieren sich, um das Geld für die Rauschmittel zu beschaffen („84 % nannten als Grund für die Prostitution Geldbeschaffung für Drogen", S. 77), oder werden nach ihrer Entscheidung für den Strich abhängig. Die Drogen helfen dabei, das Erlebte zu verdrängen, sich aus dem eigenen Körper zurückzuziehen. In diesem Kontext wird auch der Aspekt der Freiwilligkeit fragwürdig – ebenso wie durch das gesellschaftliche Glücksversprechen, das im Begehrtwerden den Schlüssel zum Erfolg halluziniert. Wenn Frauen stärker denn je vornehmlich nach ihrer sexuellen Anziehungskraft bewertet werden, ist die Motivation vieler junger Frauen erklärbar, sich an Stangen zu räkeln und sich den Blicken fremder Männer auszusetzen, die in ihnen doch nur die Ware sehen. „Man hat einfach das Gefühl, dass das Wichtigste an dir die Tatsache ist, dass du ein Sexobjekt bist ... und das ist alles, was du bist", so beschreibt es in Walters Buch eine ehemalige Prostituierte (S. 71). Die Verheißung, auf diesen Weg Subjekthaftigkeit und Selbstbewusstheit zu erlangen, schlägt also zwangsläufig fehl. Dennoch enthält Prostitution paradoxerweise genau dieses Versprechen. Hierin liegt ein Grund, warum sich junge Frauen

freiwillig in das Rotlichtmilieu begeben, auch wenn sie vordergründig niemand zwingt und ihnen vielleicht andere Wege zur Finanzierung ihres Lebensunterhaltes offen stünden. Für den Traum von Anerkennung, einem glamourösen Leben und Karriere verdingen sie sich auch schon mal ohne Bezahlung, werden verheizt und ertragen physische und psychische Gewalt. „Obwohl diese Frauen nicht unbedingt in diese Arbeit hineingezwungen worden sind, sind sie keineswegs ausgenommen von einer Gewalt, die die ‚Normalisierung' der Prostitution zu einer bloßen Farce macht" (S. 77).

Dabei stellt die Gewalt gegen Frauen, die aus dem Ausland kommen oder verschleppt wurden, lediglich die Spitze des Eisbergs dar. Die Sterblichkeitsrate ist unter Prostituierten sechsmal höher als in der übrigen Bevölkerung. Zwei Drittel der Frauen sind von Freiern tätlich angegriffen worden.

Meist ist zudem die Entscheidung für den Weg in die Prostitution von vergangenen Gewalterfahrungen beeinflusst und auch in dieser Hinsicht nicht als eine freie zu bezeichnen. 85% der Prostituierten berichten über körperliche Misshandlungen und 45% von sexuellem Missbrauch in der Familie. Diese Erfahrungen konstituieren die psychische Verfasstheit und lassen eine selbstschätzende und selbstbewusste Einstellung gar nicht erst entstehen. Es ist bezeichnend und kommt nicht von ungefähr, dass der Anteil von Frauen mit extremen Gewalterfahrungen unter Prostituierten derart hoch ist. Ohne alternative Lebensweisen zu kennen oder leben zu können, führen sie nun die Zerstörung ihres Selbst unter dem Label der Freiwilligkeit fort. Selbst die, die es „geschafft" haben, die erfolgreichen Karrieristinnen unter den Prostituierten, wie *Miss S* oder *Belle de Jour*, die Vorbild so vieler junger Mädchen sind, berichten in ihren Autobiografien von Missbrauch. Sie schildern, wie sie, durch diese Erfahrungen abgehärtet, die Erniedrigungen und die Gewalt überstanden haben, die auch ihren Karriereweg säumten, und deuten es als Charakterstärke, trotz allem durchgehalten zu haben (S. 76f.).

„A sex symbol becomes a thing. I hate being a thing." (Marilyn Monroe)

Die kapitalistische Gesellschaft gebiert ein Frauenbild, das sich besonders augenfällig in der Prostitution und großen Teilen pornografischer Darstellungen materialisiert. Das weibliche Prinzip stellt zwar ein grundlegendes Fundament der warenproduzierenden Gesellschaft dar, manifestiert sich jedoch als das, der Verwertungslogik widersprechende unsichtbare Andere. Weiblichkeit ist unerschütterlich mit Fürsorge, Selbstaufgabe und Naturhaftigkeit assoziiert und widerspricht damit der männlich konnotierten Wertlogik, die durch Zeiteinsparung, Rationalität und entemotionalisierten zwischenmenschlichen Beziehungen charakterisiert ist. Der sich dieser Norm widersetzende Bereich der

Reproduktion wird von ihr notwendig abgewertet und fristet sein Dasein im Schatten des Werts, welcher zu seinen Zwecken über ihn verfügt. Dieses hierarchische Verhältnis schlägt sich in der Persönlichkeitsstruktur der Individuen nieder und bestimmt ihr Verhältnis zueinander. Das Machtverhältnis präsentiert sich im Sexgewerbe besonders unverblümt. In der Prostituierten realisiert sich das weibliche Prinzip als Naturding, über das wie über ein Tauschgut verfügt werden kann. Gleich dem Reproduktionsbereich, der im Dienste der Wertsphäre steht und nur dadurch seine Existenzberechtigung erhält, wird die Prostituierte auf ihre Nutzbarkeit reduziert und steht, sich selbst aufgebend, dem Subjekt Mann zur Verfügung. Männer kaufen sich bei der Prostituierten mit dem Sex auch die Macht zur Erniedrigung (vgl. Alice Schwarzer: *Der große Unterschied*, 2000, S. 138) Die zunehmende gesellschaftliche Akzeptanz der Prostitution bestätigt dieses gewaltvolle Machtverhältnis zwischen Männern und Frauen, welches in anderer und manchmal subtilerer Form alle gesellschaftlichen Bereiche strukturiert.

Und sie hat Auswirkungen auf das konkrete Verhalten der Individuen. Das zeigt sich nicht nur daran, dass Freier viel unverblümter über ihre fragwürdige Freizeitbeschäftigung sprechen und sich im Internet hemmungslos auf eine menschenverachtende Weise über ihre Erlebnisse mit Prostituierten auslassen. Die sexistische Diskriminierung und Degradierung von Frauen scheint wieder salonfähig zu sein. Die gestiegene Akzeptanz der Prostitution geht einher mit einer allgemeinen Sexualisierung der Gesellschaft. Der sexuelle Erfolg gilt als Schlüssel für gesellschaftliche Anerkennung und zu einem positiven Selbstbild gerade für Frauen. Gewiss, es ist eine Bestätigung, „[aber] eine Bestätigung von etwas, das ich schon wusste, nämlich dass ich ein Objekt bin" – wie Natasha Walter den Bericht einer jungen Prostituierten zitiert (S. 65).

Doch warum wird die Kritik an der Sexindustrie in feministischen und queerfeministischen Kreisen allzu oft gescheut?

Identitätspolitik vs. Gesellschaftskritik oder: Ist die Kritik an Prostitution eine Kritik an Prostituierten?

Wie bereits angerissen, gibt es verschiedene feministische Sichtweisen auf das Phänomen Prostitution. Neben der patriarchatskritischen Sicht, wie wir sie anhand der Ausführungen von Natasha Walter dargelegt haben, ist eine andere, folgenreiche Argumentation diejenige, die den Charakter von Prostitution als Lohnarbeit hervorhebt. Sie wird z. B. von der liberalen feministischen Philosophin Martha C. Nussbaum vertreten: Prostitution sei als Lohnarbeit zu betrachten, weil die Prostituierte nicht sich selber verkaufe, sondern sexuelle Dienstleistungen, und zwar in einem normalen kapitalistischen Vertragsverhältnis, das ihr die Verfügungsgewalt über ihren

Körper und dessen Funktionen sichere (siehe Nussbaum: *„Whether from Reason or Prejudice": Taking Money for Bodily Services*, 1998). Diese Position fokussiert weniger die gesellschaftskritische Auseinandersetzung mit dem Phänomen Prostitution als die Verbesserung der juristischen und sozialen Situation von Prostituierten. Sie zielt auf eine Entkriminalisierung von Prostitution ab, die SexarbeiterInnen von staatlicher Verfolgung befreien und – das wird besonders in der deutschsprachigen Debatte betont – ihnen Zugang zu staatlichen Arbeitsschutzmaßnahmen gewähren soll.

Mit einem ähnlichen Fokus argumentieren Interessenvertretungen von Prostituierten, wie die Frankfurter Sexarbeiterinnenorganisation *Doña Carmen* oder der *Berufsverband erotische und sexuelle Dienstleistungen*, der sich 2013 als direkte Reaktion auf Schwarzers Petition gegen Prostitution gründete. Die Positionspapiere von Doña Carmen verurteilen das deutsche Prostitutionsgesetz als scheinheilig, da es die Tradition der staatlichen Kontrolle von Prostitution fortsetze, indem z. B. die Kriterien für Zwangsprostitution so niedrig angesetzt würden, dass in diesem Licht jedes Lohnarbeitsverhältnis als Zwangseinrichtung beurteilt werden könne. Folglich fordern sie, Prostitution als ganz normale Berufstätigkeit ohne Sonderregelungen anzusehen. Auch die Journalistin und ehemalige Sexarbeiterin Melissa Gira Grant greift in ihrem Pamphlet *Hure spielen* (2014) die „Prostituiertenrettungsindustrie" an, in der der Staat und prostitutionskritische Feministinnen gleichermaßen paternalistisch agieren würden.

Damit haben sie nicht ganz unrecht. Die Schlagseite des bürgerlichen Feminismus ist es noch immer gewesen, den Staat als rettende, regulierende Instanz anzurufen, um die „gefallenen Mädchen" auf den rechten Weg zurückzubringen, die vornehmlich als Opfer ihrer Lage betrachtet werden und deren Leben mit dem normaler Frauen wenig gemein habe. Auch der – grundsätzlich radikalfeministischen – Alice Schwarzer und ihren Mitstreiterinnen ist diese Schlagseite nicht gänzlich fremd: So wird in EMMA 2/2014 die Einrichtung eines Bordells in einem Kölner Wohnhaus beklagt, die zu einem unerträglichen Nebeneinander von Kinderfahrrädern und durch Treppenhaus stapfenden Freiern führe – als hätte die bürgerliche Familienidylle samt Fahrrädern und kleinen bunten Gummistiefeln nichts mit ihrer Kehrseite, der Verlagerung männlicher Triebabfuhr in die Prostitution, zu tun.

Allerdings ist es ebenso unrichtig, die andere Seite der Medaille einseitig zu betonen. Das undifferenzierte Ineinssetzen von feministischer Kritik an der Prostitution und staatlicher Regulierung erfolgt gerade vonseiten derjenigen, die sich vordergründig für die rechtliche und soziale Lage von Sexarbeiter_innen engagieren. Die Schwierigkeit, Freiheit, Selbstbestimmung und gesellschaftliche Anerkennung durch Lohnarbeit in

Form von Sexarbeit zu erreichen, wurde bereits erläutert. Eine andere problematische Konsequenz dieser Position ist die Verabsolutierung des identitätspolitischen Zugangs zum Thema Prostitution.

Doña Carmen ebenso wie der Bundesverband und Melissa Grant sind der Identitätspolitik verpflichtet und beziehen einen Großteil ihrer Glaubwürdigkeit und (Selbst-)Legitimierung als Prostitutionsverfechterinnen daraus, dass sie selber aus der Sexarbeit kommen. Für viele AkteurInnen in der aktuellen Prostitutionsdebatte ist es ganz selbstverständlich, Sexarbeiterinnen die Deutungshoheit über das Phänomen Sexarbeit zuzusprechen: Die gängige identitätspolitische Annäherung an das Thema Prostitution besagt, dass man sich darüber nur sachkundig äußern könne, wenn man a) selber in der Sexarbeit tätig war oder b) Aussagen treffen könne über das Leben und Wirken jeder einzelnen Sexarbeiterin. Diese Position betrachtet eine feministische Kritik, die Prostitution als ein patriarchales, frauenausbeutendes Übel verurteilt, häufig per se als moralischen Angriff auf Prostituierte – als Kritik an den Frauen selbst, nicht an der Institution Prostitution und deren Funktion für die sexuelle Ökonomie der Gesellschaft. Dabei wird vernachlässigt, dass es sehr wohl möglich ist, Prostitution *als gesellschaftliches Verhältnis* zu kritisieren, nämlich – wie oben beschrieben – als eine besondere Form patriarchaler Ausbeutung von Frauenkörpern, die heutzutage vor allem unter dem Deckmantel ganz normaler Lohnarbeit stattfindet. Diese Ausbeutungsform wird von weiblich sozialisierten Subjekten aus Motivationen zum Beruf gemacht, die zwar einer individuellen Lebenssituation entstammen, sich jedoch strukturell ähneln. Diese strukturelle Ähnlichkeit zu berücksichtigen, die in der patriarchalen Vergesellschaftung von Frauen gründet, relativiert die persönliche Freiheit, die in der Jobwahl Prostitution liegt, ohne sie zu negieren.

Feministische Kritik muss unseres Erachtens immer beide Ebenen enthalten und sie miteinander zu vermitteln versuchen: Einerseits ist Feminismus Identitätspolitik und damit der Solidarität unter Frauen verpflichtet. Andererseits strebt er danach, objektivierende Gesellschaftskritik zu sein, die die vielfältigen und widersprüchlichen weiblichen Lebensrealitäten nicht einfach nebeneinander stehen lassen will, sondern sie in eine Theorie der totalitären kapitalistischen Gesellschaft einzubetten trachtet, die wir mit Roswitha Scholz als warenproduzierendes Patriarchat verstehen. Selbstaussagen sind ein wichtiges Arbeitsmittel feministischer Kritik und ihres Anliegens, Frauen eine Stimme zu verleihen bzw. diese hörbar zu machen; aber sie sind insofern ungenügend und mit Vorsicht zu betrachten, als Ideologisierungen und unbewusste Rechtfertigungen vor niemandem haltmachen. Gerade die Identifizierung mit der eigenen Berufsrolle ist notwendig und kaum vermeidbar, um den entfremdeten Lohnarbeitsprozess vollziehen und ertragen zu können – so kläglich es um

die jeweilige Arbeitssituation auch bestellt sein mag.

Prostitution als Lohnarbeit ist und bleibt ein Phänomen des kapitalistischen Patriarchats. Das sollte uns keinesfalls abhalten, uns mit den Arbeitskämpfen von Sexarbeiterinnen zu solidarisieren – aber es sollte davon abhalten, Sexarbeit als eine Tätigkeit zu bewerten, die der Frauenemanzipation zugute kommen könnte.

Sabrina Zachanassian und Korinna Linkerhand

„Ich werde sein, was Sie wollen, das ich sein soll" – *Die Geschichte der O*

Eine kritische Lesung zum erotischen Sadomasochismus

Ihr Geliebter führt O eines Tages in einem Stadtviertel spazieren, das sie sonst nie betreten.

An der Ecke des Parks, einer Straßenkreuzung, wo niemals Taxis stehen, sehen sie, nachdem sie im Park spazieren gegangen und Seite an Seite am Rand einer Rasenfläche gesessen sind, einen Wagen mit Zählhuhr, der einem Taxi gleicht. „Steig ein", sagt René. Sie steigt ein. Das Taxi fährt geräuschlos an, ohne daß René etwas zum Chauffeur gesagt hätte. Er schließt die Schiebevorhänge rechts und links an den Scheiben und hinten am Rückfenster; sie hat ihre Handschuhe ausgezogen, weil sie glaubt, er wolle sie küssen oder sie solle ihn streicheln. Aber er sagt: „Du kannst dich nicht rühren, gib deine Tasche her." Sie gibt die Tasche, er legt sie außerhalb ihrer Reichweite und fährt fort: „Und du hast zu viel an. Nimm den Gürtel ab, und zieh den Slip aus. Du darfst dich nicht auf dein Hemd und auf den Rock setzen, du mußt beides hochziehen und dich direkt auf die Bank setzen." Die Bank ist mit Kunstleder bezogen, es ist glitschig und kalt, man schaudert, wenn man es an den Schenkeln spürt.

„Hör zu", sagt er. „Es ist soweit. Ich lasse dich jetzt allein. Du steigst aus und klingelst an der Tür. Du folgst der Person, die dir öffnet, du tust alles, was man von dir verlangt. Wenn du nicht sofort hinein gehst, wird man dich holen, wenn du nicht sofort gehorchst, wird man dich zwingen zu gehorchen. Deine Tasche? Nein, du brauchst deine Tasche nicht mehr. Du bist weiter nichts als das Mädchen, daß ich anliefere."

<u>„Man lebt im anderen und wenn er nicht mehr da ist, was bleibt dann noch?"</u>[1]

Die Geschichte der O sollte eigentlich nur ein Liebesbrief an den Schriftsteller Jean Paulhan werden, von dem sich seine Angestellte und Liebhaberin, die unter einem Pseudonym schreibende Autorin des Romans, derart abhängig fühlte, dass sie auch viele Jahre nach seinem Tod sagte, ihr Leben wäre mit diesem Tag vorbei gewesen „...denn man ist nicht frei, wenn man liebt."[2] Nur dank des Engagements von Jean Paulhan wurde das Buch 1954 verlegt und sollte zu einem der bekanntesten sadomasochistischen Romane werden.

Die Protagonistin, die als Zeichen ihrer sklavischen Existenz nur ein anonymisierendes O als Namen erhält, wird von ihrem Geliebten René nach Schloss Roissy gebracht, einer sadomasochistischen Zwingburg, wo sie zur

Sexsklavin ausgebildet wird. Die Ausbildung umfasst Auspeitschen, Vergewaltigung jeder Art und Stellung und das Erlernen eines untertänigen Verhaltens. O macht alles mit, vorgeblich, um ihren Geliebten nicht zu verlieren, und findet immer mehr Gefallen an den Praktiken: Obwohl sie Schmerzen leidet, ist sie glücklich. „Sie tut Dinge auf Verlangen eines Menschen, den sie liebt, aber welcher Segen, daß er es von ihr verlangt!“[3]



O bekam folgende Ansprache zu hören: „Sie stehen hier ganz im Dienst Ihrer Gebieter...Ihre Hände gehören Ihnen nicht, auch nicht Ihre Brüste, vor allem nicht irgendein Zugang ihres Körpers, wir können Sie nach Belieben visitieren und in Sie eindringen. Gepeitscht werden Sie nur zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang.

Bei der Kette, die am Ring Ihres Halsbandes angebracht wird und die Sie täglich mehrere Stunden lang mehr oder weniger unbeweglich auf Ihrem Bett festhalten soll, ist die Absicht weit weniger, Ihnen Schmerz zuzufügen, Sie zum Schreien oder Weinen zu bringen, als vielmehr, Sie durch diese Schmerzen fühlen zu lassen, daß Sie unter Zwang stehen, daß Sie ganz und gar fremdem Willen unterworfen sind.

Sie werden von nun an hier in Gegenwart eines Mannes den Mund nur noch öffnen, um zu schreien oder ihm zu Willen zu sein.

Sie dürfen niemals einem von uns ins Gesicht schauen. Wenn das Kostüm, das wir bei Nacht tragen, das ich jetzt hier trage, unser Geschlecht freiläßt,

so nicht der Bequemlichkeit halber, sondern um Sie zu erniedrigen, um Ihre Augen zu zwingen, sich darauf zu heften und auf nichts anderes, um Sie zu lehren, darin Ihren Gebieter zu sehen, dem Ihre Lippen vor allem anderen dienen sollen."

Man hatte O die Augen verbunden. Nun mußte sie näherkommen, sie schwankte ein bißchen und spürte, daß sie vor dem Kaminfeuer stand, an dem die vier Männer saßen. Zwei Hände hoben ihren Umhang hoch, zwei weitere glitten an ihren Hüften entlang. Ein Mann sagte: „Drehen Sie sich um, damit man die Brüste und den Leib sieht." Eine Hand ergriff eine ihrer Brüste, ein Mund packte die Spitze der anderen. Plötzlich verlor sie das Gleichgewicht und taumelte nach rückwärts; sie wurde aufgefangen – von welchem Arm?

Einer der Männer ließ seine Hand an den Lenden entlang gleiten und sagte, sie solle die Beine öffnen. „Gehorche", sagte René zu ihr. Der Unbekannte hatte die Lippen ergriffen, die den Eingang ihres Schoßes schützten, und sie langsam auseinandergezogen.

Seine beiden Hände preßten ihre Schultern aufs Bett, während zwei andere Hände ihre Beine öffneten und hochhoben. Ihre eigenen Hände wurden vom Geschlecht des Mannes gestreift, das sich zwischen ihren Schenkeln rieb, hochglitt und plötzlich in die Tiefe ihres Schoßes stieß. Beim ersten Stoß schrie sie wie unter der Peitsche, dann bei jedem Stoß...

René warf sich auf sie, wie ein Räuber auf eine Gefangene, und sie wurde mit Wonne seine Gefangene. Sie war nicht mehr frei! Gott sei Dank, sie war nicht mehr frei. Sie empfing ihn, wie man einen Gott empfängt. Sie war glücklich, ihm so viel zu bedeuten, daß es ihm Freude machte, sie zu kränken, so wie die Gläubigen Gott dafür danken, daß er sie erniedrigt.

Auf die Eisen, die ihren Schoß beschwerten, auf die Brandmale, die in ihre Lenden eingegraben waren, war sie stolz gewesen und war es noch, weil sie kundtaten, daß derjenige, der sie hatte anbringen lassen, sie genug liebte, um sie sich zu eigen zu machen.

„... dieser Traum von der Selbstaufgabe [ist] in Wirklichkeit ein heftiger Wille zum Sein..."[4]

Die Geschichte der O ist ein Annäherungsversuch an das, was weibliche Sexualität zu einem Teil ausmacht. Der Roman ist einer der wenigen bekannten, der eindeutig weibliche Sexphantasien zum Gegenstand hat, und aus diesem Grund in seiner Bedeutung nicht hoch genug zu rühmen. Er hat die Sexualität von Frauen im Fokus, ganz ohne den Landarzt der Groschenromane und den mit ihm erträumten, seichten und romantischen Blümchensex zu bemühen. Pauline Réage schafft es, in der emanzipierten Leserin kein angewidertes Gefühl zu hinterlassen, wenn sie sich dabei

ertappt, derartige sexuelle Phantasien erregend zu finden – ganz einfach, weil O, trotz ihrer Untertänigkeit, zu keiner Zeit als Opfer, sondern als selbstbestimmt wahrgenommen werden kann, die sich ihre sexuellen Phantasien eingesteht und ihren körperlichen Bedürfnissen Raum gibt. Sie kann als Vorbild für so viele Frauen fungieren, die gelernt haben, körperliche Signale zu unterdrücken und die sich im Gegensatz zu O ihres Selbst nicht bewusst sind.

Warum haben aber diese masochistischen Sexphantasien, die von Erniedrigung, Schmerz und Selbstverachtung strotzen, gerade auf Frauen eine derart anziehende Wirkung? Ein negatives Selbstbild bis hin zur Selbstverachtung ist wohl vielen Frauen nicht unbekannt. Sie fühlen sich unter dem Eindruck des Schönheitsideals, dem sie nicht standhalten können, ebenso wenig wie der Mehrfachbelastung, die es mit sich bringt, Familie und Beruf unter einen Hut zu bringen, oft als Versagerinnen. Vielleicht schwingt in derartigen sexuellen Phantasien ein Wunsch nach Bestrafung mit, den eigenen und den gesellschaftlichen Ansprüchen nicht gerecht zu werden. Auch hadern viele Frauen mit sich und können es sich nicht verzeihen, sich in bestimmten Situationen nicht gewehrt und Diskriminierungen und Übergriffe hingenommen zu haben. Der masochistische Wunsch, bestraft zu werden, rührt somit aus der „Wut, die Entfremdung gebilligt zu haben".[5]

Ein weiteres Motiv der O ist der drängende Wunsch, sich im Anderen zu verlieren, in ihm aufzugehen. Die feministische Psychoanalytikerin Jessica Benjamin interpretiert dies als eine geschlechtsspezifische, sozialisationsbedingte Sehnsucht. Für sie ist es der Vater, der von den Kindern als Subjekt seines Begehrens wahrgenommen wird. Die Mutter mahnt in der erzieherischen Aufgabe, die sie in einer klassisch-patriarchalen Familienstruktur vornehmlich innehat, zur Vorsicht und spricht Verbote aus. So wird sie von ihren Kindern eher als Lusthemmende, sich Aufopfernde, als Objekt wahrgenommen, das nicht für sich selbst, sondern für die Anderen (die Kinder) existiert. Für die Tochter ist so von der mütterlichen Subjektivität kaum etwas zu spüren. Die Mutter ist in dieser Hinsicht ein eher schlechtes Vorbild. Wendet sich nun das Mädchen mit ihrem Wunsch, sich mit dem Subjekt zu identifizieren, dem Vater zu, werden gesellschaftliche Riegel vorgeschoben – so dass der Tochter, wenn sie nicht wie ein Mann sein kann, kein anderer Ausweg bleibt, als das Begehrt-Werden zu begehren, als Objekt des Mannes zu fungieren, wenn sie schon nicht selbst Subjekt sein kann. Dies ist Ausdruck einer Suche nach dem eigenen, fehlenden aktiven Begehren und dem Selbst. Sie glaubt es bei einem Anderen zu finden, der das Begehren und die Handlungsfähigkeit verkörpert.[6] *„Was sucht der Gläubige anderes, als sich an Gott zu verlieren?"*[7] O lebt diesen Wunsch in vehementer Konsequenz. Sie unterwirft sich dem gottgleichen Anderen bis hin zur Selbstauflösung.

Man verbot ihr, die Beine überzuschlagen oder die Knie zu schließen. Und da sie vor einem großen Spiegel saß, der die Wandfläche von oben bis unten bedeckte und von keiner Konsole unterbrochen wurde, sah sie sich, weit klaffend, so oft ihr Blick den Spiegel traf.

Sie fragte sich, warum so viel Leichtigkeit sich in ihr mit dem Grauen mischte oder warum das Grauen ihr so leicht war. Der Gedanke, daß sie zweifel-los niemals wissen würde, welcher der vier Männer sich mit Gewalt in ihre Lenden Eingang verschafft hatte, erregte sie.

Sie sah die Hand wieder, die ihr im Wagen Strumpfgürtel und Slip abgenommen und die Strumpfbänder gereicht hatte, damit sie die Strümpfe bis zum Knie rollen konnte. So lebhaft war dieses Bild, daß sie nicht mehr an ihre gefesselten Hände dachte und die Kette knirschte.

Man würde diese Kette ganz kurz anziehen, bis sie auf dem Bett stand, und man würde sie peitschen, ihr Bauch würde an die Wand gepreßt sein und man würde sie peitschen, peitschen, das Wort kreiste unablässig in ihrem Kopf. Sie liebte den Gedanken an die Marter. Wenn sie sie erlitt, hätte sie die ganze Welt verraten, um loszukommen. Wenn es vorbei war, war sie glücklich, sie erlitten zu haben.

Die Ketten und das Schweigen, die sie an sich selbst hätten fesseln sollen, sie ersticken, sie erwürgen, hatten sie im Gegenteil von sich selbst befreit. Was wäre aus ihr geworden, wenn man ihr die Sprache gelassen hätte und die Bewegungsfreiheit ihrer Hände.

Die Blicke, die Hände, die Körper, die sie besudelten, die Peitschen, die sie zerfleischten, versetzten sie in einen rauschhaften Zustand der Selbstvergessenheit, der sie vielleicht sogar in die Nähe des Todes führte.

„Sie haben Glück“, hatte Jeanne wiederholt, „man wird Sie viel strenger behandeln.“ Was hatte sie damit sagen wollen? O spürte nichts mehr, nur das Halsband, die Arm-reifen und die Kette, wohltätige Ketten, die sie von sich selbst befreiten. Ihr Körper trieb dem Nichts entgegen, sie war dem Verstehen nahe. Sie schlief ein.

Die befreite Gefangene

Paradoxerweise findet O in diesem Martyrium ihren Frieden. Freiheit kann eben auch bedeuten, von sich selbst befreit zu sein. So von sich Abstand gewinnend, gelangt O erst zu einem Bewusstsein ihres Selbst. Durch das Ausleben ihres Begehrens tritt O aus der Objekthaftigkeit heraus, auch wenn ihr Begehr die Unterwerfung ist. Dieses Selbstbewusstsein steigert sich bis zum Ende des Buches, als auch sie sadistische Züge an den Tag legt – bezeichnenderweise gegenüber Frauen.

Er legte sie rücklings über einen Hocker, hob ihre Beine an und öffnete sie, befahl ihr dann sich nicht zu rühren und ergriff die beiden Lippen. So lüpft

man auf dem Markt, dachte O, die Kiemen der Fische, die Nüstern der Pferde. Aber was tat das, sie gehörte nicht mehr sich selbst, und am allerwenigsten gehörte ihr sicherlich diese Hälfte ihres Körpers, die sich so gefügig und gewissermaßen losgelöst von der übrigen Person verwenden ließ. Warum überraschte dieser Gedanke sie nicht, sondern setzte sich von Mal zu Mal tiefer in ihr fest und löste in ihr unweigerlich jene Verwirrung aus, die sie weit weniger dem auslieferte, in dessen Hände sie sich befand, als vielmehr dem, der sie fremden Händen überlassen hatte.

Keine Erotik ohne Geschlechter und keine Geschlechter ohne Herrschaft!

Auch wenn Erotik in der Geschichte der O in einer ihrer gewalttätigsten Formen daherkommt, ist sie doch immer mit Herrschaft verknüpft. Menschliche Sexualität samt allen Begehrensformen, Praktiken usw. ist ein hochgradig kulturell geprägtes Phänomen und, wie alles Geschlechtliche, patriarchalen Herrschaftsverhältnissen unterworfen. Diese herrschaftlich geprägte Erotik formt das Begehren, in dem sich Aggressivität, Beherrschen-Wollen und Beherrscht-sein-Wollen mischen. Sexualität allgemein ist in unserer patriarchalen Gesellschaft nicht denkbar ohne eine sadomasochistische Komponente und so wenig vorstellbar wie ein Mensch ohne Geschlechtszugehörigkeit.

Gemäß ihrer unterlegenen gesellschaftlichen Stellung liegt es nahe, dass vornehmlich Frauen masochistisch empfinden. Diese Identifikation mit der Unterordnung bringt ebenso das fürsorgliche, aufopfernde Wesen des Hausmuttchens hervor. Auch O bemerkt, als sie gerade von ihrem Geliebten gefoltert wird, dass seine Pantoffeln abgenutzt sind und sie ihm neue kaufen muss.

Sicher ist es möglich, die Grenzen unserer hierarchisch verfassten Geschlechtlichkeit auszutesten und auszuweiten, um auch andere Möglichkeiten der Erotik kennenzulernen und Rollenmuster zu verschieben oder umzukehren. Ebenso tut man gut daran, die Emanzipation der Frau zu befördern, um ihr, im Rahmen des Hier und Jetzt, volle Handlungsfähigkeit über ihr Schicksal zu ermöglichen, damit sie sich beispielsweise als sexuelles Subjekt verwirklichen kann – wie O es gelingt, indem sie sich paradoxerweise ermächtigt, ihren masochistischen Neigungen zu folgen.

Dennoch bleibt der nicht aufhebbare Widerspruch zwischen den Emanzipationsbemühungen der Einzelnen und einer Gesellschaft bestehen, die auf dem Zweigeschlechtermodell fußt und alles danach ausrichtet, die Individuen diesem einzupassen. So lässt die Art und Weise, wie Frauen vergesellschaftet sind, den Subjektstatus nur bedingt zu.

„Ich bitte Sie darum, und ich möchte Ihre Einwilligung haben, weil sie Sie fester bindet als Ihr Gehorsam.“

Wie oft war sie in Roissy auf Knien gelegen, jedem ausgeliefert; aber damals hatten immer Armreife ihre Hände gefesselt, glückliche Gefangene, die man zu allem zwang, die man um nichts bat. Hier dagegen war sie aus freiem Willen halbnackt. Ihr Versprechen band sie genauso wie die Lederfesseln und Ketten. War es nur ihr Versprechen? War es nicht, bei aller Demütigung oder gerade wegen der Demütigung, auch ein süßes Gefühl, nur zu gelten, weil sie sich erniedrigte, sich willig beugte, sich willig öffnete?

Diesmal sollte sie nicht einem Befehl gehorchen, sie sollte allen Befehlen zuvor kommen, sich selbst zur Sklavin machen. Dieser Wille, den sie plötzlich äußern sollte, war der Wille zur Selbstaufgabe. Würde sie jemals wagen, ihm zu gestehen, daß keine Wollust, keine Freude dem Glück nahe kam, das ihr die Freiheit gab, mit der er über sie verfügte?

Sie hatte sich noch niemals so völlig einem fremden Willen ausgeliefert, so völlig als Sklavin gefühlt, und war noch nie so glücklich gewesen.

Sie stand ganz auf. Ihre Knie und Hände zitterten. „Ich gehöre Ihnen", sagte sie, „ich werde sein, was Sie wollen, das ich sein soll."

Sabrina Zachanassian

[1] Pauline Réage, in: R. Deforges/P. Réage: Die O hat mir erzählt. Hintergründe eines Bestsellers. Charon Verlag 2004. S. 80.

[2] Ebd. S. 79.

[3] Ebd. S. 114.

[4] Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht. Rowohlt. 1968. S.610. Zit. nach: J. Benjamin: Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Fischer Verlag 1999. S. 115.

[5] Ebd. 120.

[6] Der Ansatz konnte aus Platzgründen hier nur grob dargestellt werden. Ausführlichere Darstellung in: Jessica Benjamin: a. a. O. S.85-122.

[7] Pauline Réage In: R. Deforges/P. Réage: Die O hat mir erzählt. Hintergründe eines Bestsellers. Charon Verlag. 2004. S. 75

FEMINISM

ENCOURAGES WOMEN TO

LEAVE THEIR

HUSBANDS

KILL THEIR

CHILDREN

PRACTICE WITCHCRAFT

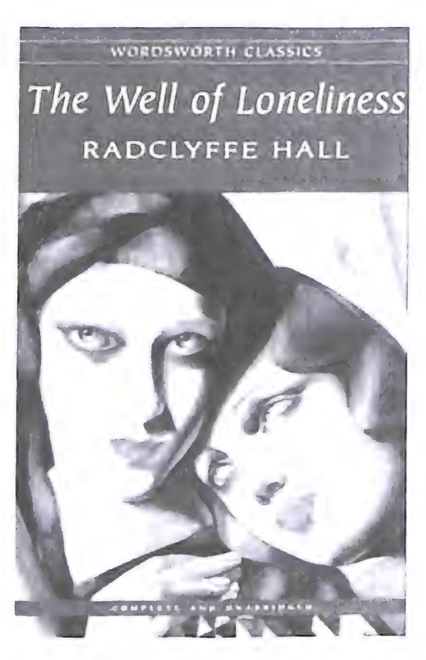
DESTROY CAPITALISM

AND BECOME

LESBIANS

„Gib auch uns ein Recht auf Leben!"

Quell der Einsamkeit: Eine kritische Lesung über die Utopie der lesbischen Liebe



Mit sieben Jahren empfand Stephen zum ersten Mal einen unentrinnbaren Drang, zu lieben. Ihren Vater betete sie an; aber das war etwas ganz anderes. Er war ein Teil von ihr, war immer da gewesen; ohne ihn konnte sie sich die Welt einfach nicht vorstellen.

Mit Collins, dem Hausmädchen, verhielt sich die Sache anders. Collins war das blühende Leben selber, mit vollen Lippen und vollen Brüsten – für eine Zwanzigjährige allerdings reichlich üppig. Doch ihre Augen waren ungewöhnlich blau und bestrickend, voll reizender Neugier zudem. Stephen hatte Collins zwei Jahre lang die Treppen fegen sehen und war unbemerkt an ihr vorübergegangen. Aber eines Morgens schaute Collins hoch und lächelte sie plötzlich an. Da wußte Stephen, daß sie Collins liebte – eine bestürzende Offenbarung!

Collins sagte höflich: „Guten Morgen, Miß Stephen."

Sie hatte stets „Guten Morgen, Miß Stephen" gesagt, aber bei dieser Gelegenheit klang es lockend, so lockend, daß Stephen Lust bekam, Collins zu berühren. Ziemlich unsicher streckte sie ihre Hand aus, um ihr über den Arm zu streichen ...

Margaret Radclyffe Halls Roman *Quell der Einsamkeit* wurde sofort nach seinem Erscheinen 1928 gemäß dem britischen „Obszönitätsparagraphen" verboten und erschien jahrzehntelang nur in Raubkopien und illegalen Kleinauflagen. Dennoch wurde er für einige Generationen Mädchen und Frauen einer der ersten und einer der ganz wenigen explizit lesbischen Texte, die sie in die Hände bekamen.

Im Vergleich z. B. mit *Orlando* von Virginia Woolf, einem anderen lesbischen Klassiker, der im selben Jahr publiziert wurde, wirkt *Quell der Einsamkeit*

heute viktorianisch-langatmig und überladen von Klischees und Symboliken. Aber wie so häufig lässt sich gerade an der etwas schablonenhaften Handlung und Sprache die herrschende Ideologie der Zeit ablesen, und genau darum soll es uns gehen: um die biologistische Begründung und Verteidigung von Homosexualität, die in den 1920ern ähnlich aktuell war wie heute.

Und ganz nebenbei erzählt *Quell der Einsamkeit* eine wunderbar traurige und pathetische Lebens- und Liebesgeschichte, die der Leserin die Kontinuität lesbischer Erfahrungen eindringlich bewusst macht.

Bürgerliches Frauenbild und heteronormativer Charakter aller Begehrensformen

Protagonistin des Romans ist Stephen Gordon, eine Heldin wie aus dem Bilderbuch: schön, stark, edelmütig und reich. Sie hat nur einen Fehler: Sie ist, was im Buch „invertiert" genannt wird, d. h. sie liebt Frauen. Dies ist vornherein klar und unabänderlich, so sehr Stephen auch dagegen ankämpft. Die invertierte Veranlagung prägt ihr gesamtes Leben; sie bewirkt, dass Stephen von Anfang an auf sich allein gestellt ist. Sie lebt in einer Phantasiewelt und identifiziert sich mit Romanfiguren und den Tieren auf dem väterlichen Gut. Ihre Andersartigkeit verurteilt sie zur Einsamkeit – trotz Stephens unermüdlichem Bemühen um Freundschaften und Liebesbeziehungen.

Wie an den nächsten Textpassagen deutlich wird, reproduziert Radclyffe Hall mit der Figur Stephen Gordon, vor allem aber deren weiblichen Liebesobjekten das bürgerliche Frauenbild, wie es sich mit dem Kapitalismus durchgesetzt hat: Die Natur wie auch die innere Natur der Menschen, die Triebe, die seit dem Beginn der kapitalistischen Produktionsweise auf nie dagewesene Weise beherrscht werden müssen, werden vom lohnarbeitenden Subjekt auf die Frau projiziert. Dadurch wird es ideologisch notwendig, Frauen zu domestizieren und zu zähmen, um die Triebe (scheinbar) unter Kontrolle zu bekommen. Das Frauenbild konzentriert sich fortan auf die sittsame Hausfrau und Mutter, die Sexualität nur zu Fortpflanzungszwecken anstrebt bzw. hinnimmt. Dieses patriarchale Phantasma des Weiblichen wird in *Quell der Einsamkeit* sehr klar von Stephens Mutter verkörpert:

Lady Anna Gordon, Stephens zukünftige Mutter, hielt als Braut von knapp zwanzig ihren Einzug ins Herrenhaus Morton. Sie war damals ein schlankes Geschöpf, unberührt und rein. Schön war sie, wie nur eine Irin schön sein kann. Ausgeglichenheit und stolze Ruhe lagen in ihrem Auftreten, sehnsüchtiges Verlangen in ihrem Blick. Ihr Körper war lockendes Versprechen. Sie war das Urbild der vollkommenen Frau, die Gott geschaffen und für gut befunden hat.

Dieses Bild, das Frauen zum perfekten Objekt männlicher Wunscherfüllung halluziniert, negiert, dass es etwas wie ein eigenständiges weibliches Begehren gibt. Die gezähmte, hingebungsvolle, empfangsbereite Frau ist Teil einer heteronormativen Vorstellung von Sexualität, in der der Mann den aktiven und kontrollierenden Part einnimmt. Es ist also kein Wunder, dass in der Ära der bürgerlichen Sexualwissenschaften ernsthaft diskutiert wurde, ob Frauen überhaupt orgasmusfähig seien.

Im Rahmen dieser patriarchalen Vorstellungen von Sexualität wird Leidenschaft zwischen Frauen zu etwas Undenkbarem – auch aus anatomischen Gründen, bedeute Geschlechtsverkehr doch stets die (vaginale) Penetration mit dem Penis. Während männliche Homosexualität als widernatürliche Sünde gilt und hart bestraft wird, wird lesbische Liebe hingegen in die Unsichtbarkeit gedrängt und wird, vom Beginn der Moderne bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, praktisch überhaupt nicht mehr erwähnt. Diese Verdrängung weiblicher Homosexualität, die mit der zweifachen Benachteiligung von Lesben als Frauen und als Homosexuellen zu tun hat, ist bis heute aktuell – man vergleiche z. B. die Repräsentanz im öffentlichen Raum oder auch die ökonomische Situation von Lesben mit der von Schwulen und von heterosexuellen Frauen und Männern. Damit wird einerseits die Bildung einer lesbischen Identität erschwert bis unmöglich gemacht; andererseits sind damit mehr Freiräume und weniger Verfolgung verbunden, als sie Schwule erfahren. Zu Radclyffe Halls Zeiten galten lesbische Beziehungen zumeist als Freundschaften, gefahrlos für die Jungfräulichkeit oder die Ehe der Liebenden.

Und auch die Lesbe Radclyffe Hall, die ihren Roman als Plädoyer für Toleranz gegenüber der Liebe zwischen Frauen verfasste, kann sich diese Liebe nicht anders vorstellen, als (symbolisch) doch noch den Penis ins Bett zu holen: Die Bedingung der lesbischen Liebe ist in *Quell der Einsamkeit* die Vermännlichung einer der beiden Partnerinnen. Damit bedient sie sich des Gegensatzpaars Butch und Femme, d. h. der männlichen und weiblichen Lesbe, die zusammen ein Paar nach heterosexuellem Vorbild inszenieren. Stephen entspricht der prototypischen Butch, der „eigentlichen" Lesbe, die sich in prototypische Mädchen verliebt: zarte, sanfte, fügsame und schutzbedürftige Geschöpfe, die auf ein männliches Gegenüber angewiesen sind. Mit der Übernahme dieser traditionellen Frauenrolle einher geht das Problem, dass feminine Lesben häufig nicht als Lesben ernst genommen werden – nicht nur in der Literatur, sondern auch bis heute in der lesbischen oder queeren Community.

Stephen hingegen verfügt in ihrem weiblichen Körper über alle klassischen männlichen Tugenden: Sie ist sportlich, hochgebildet, dient im 1. Weltkrieg im Militär und verfolgt zielstrebig ihre Karriere als Schriftstellerin. Dazu passt ihr männlicher Vorname, zu dem sie gekommen ist, weil ihre Eltern

sich so sehr einen Jungen gewünscht und vorgestellt hatten, dass trotz des weiblichen Geschlechts des Babys kein anderer Name in Frage kam. Auch körperlich äußert sich Stephens Männlichkeit von vornherein in ihrer androgynen Gestalt; schon als Baby wird sie – etwas absurderweise – als „eine schmalhüftige, breitschultrige kleine Kröte" beschrieben. In der Pubertät wird ihre Androgynität schließlich zum Problem.

Mit siebzehn überragte Stephen Anna, die im allgemeinen für eine Frau schon als ziemlich groß galt. Aber trotzdem war Stephen hübsch in ihrer flachbrüstigen, breitschultrigen und schmalhüftigen Erscheinung. Ihre Bewegungen hatten etwas Selbstbewußtes; sie waren ausgewogen und von der selbstverständlichen Sicherheit eines Sportlers. Ihre Hände, wenn auch für Frauenhände reichlich groß, waren schlank und peinlich gepflegt: Sie war stolz auf sie. Ihr Gesicht hatte sich seit der Kindheit sehr wenig verändert, es hatte den großzügigen, toleranten Ausdruck Sir Philips beibehalten.

Der einzige Wandel bestand darin, daß die Ähnlichkeit zwischen Vater und Tochter sich noch vergrößert hatte: Die Gesichtsknochen zeichneten sich noch klarer ab, seit die kindliche Fülle verschwunden war, und es zeigte sich, daß sie genauso energisch gestaltet waren wie die Sir Philips. Das kräftige Kinn mit dem Einschnitt, die schön geschwungenen, sensitiven Lippen waren völlig die seinen. Fraglos ein schönes, überaus anziehendes Gesicht; doch hatte es etwas an sich, das sich schlecht mit den Hüten vertrug, auf denen Anna bestand – riesigen, mit Bändern, Rosen oder Tausendschönchen garnierten Hüten, von denen sie annahm, sie machten Stephens Gesichtszüge sanfter.

In der Zeit herrschte zwischen beiden ständig Krieg wegen der Kleiderfrage – der unvermeidliche Zusammenprall zweier gegensätzlicher Naturen, die in der Kleidung ihr eigenes Wesen zum Ausdruck zu bringen suchten. „Na, gib schon her", sagte Stephen ziemlich schroff und entriß ihrer Mutter das schöne Kleid aus London. Dann stürzte sie damit hinaus und zog es völlig falsch an, so daß Anna ganz verzweifelt aufseufzte. Sie versuchte dann, durch Glattstreichen, Zurechtzupfen, Auf- und Zuknöpfen beide, Kleid und Trägerin, miteinander auszusöhnen, deren feindliche Gefühle offenbar gegenseitig waren. Stephen hatte dabei das Gefühl, das ihr ein Unrecht widerfuhr, das sie nicht begriff. Sie riß sich das Kleid vom Leib und schleuderte es von sich. Sie wünschte sehnlichst, es zu zerfetzen, zu zerstören, sehnte sich danach, sich selbst in Stücke zu reißen, während sie die ganze Zeit über den Eindruck nicht loswurde, daß ihr ein Unrecht geschah.

Freispruch durch Pathologisierung

Die Erklärungsmuster für Stephens „Invertiertheit" sind ganz eindeutig biologistischer und pathologisierender Natur. Als weibliche Homosexuelle,

also als sogenanntes drittes Geschlecht, das sich durch eine Männerseele im Frauenkörper auszeichnet, stößt Stephen alles Weibliche instinktiv von sich: frauenspezifische Tätigkeiten, Gesten und Kleidungsstücke sowie die Bereitschaft, als Objekt männlichen Begehrens zu dienen. Diese Abstoßung vollzieht sich unabhängig von ihrem Willen: Laut dem biologistischen Determinismus, wie er mit Darwins Evolutionstheorie aufkam, ist Homosexualität eine ganz natürliche, ununterdrückbar feststehende Spielart menschlichen Sexualverhaltens.

Im Roman wird diese sexualwissenschaftliche Diagnose mit Richard von Krafft-Ebing hergeleitet. Krafft-Ebings *Psychopathia sexualis* von 1886 steht im Bücherschrank von Stephens Vater, der früh ahnt, in welche Richtung es mit seiner Tochter geht. In diesem Werk wird Homosexualität als erbliche Nervenkrankheit beschrieben, die in der Natur ab und zu vorkommt – nicht als unmoralische Haltung oder freiwillige Entscheidung. Der Homosexuelle als schuldlos Kranker, argumentiert Krafft-Ebing, dürfe nicht gesellschaftlich ausgegrenzt oder strafrechtlich verfolgt werden. Dieser Freispruch durch Pathologisierung war im ausgehenden 19. Jahrhundert durchaus eine fortschrittliche Ansicht, die von der beginnenden Homosexuellenbewegung begeistert aufgegriffen wurde.

Hier zeigt sich ein Paradox der Lesben- und Schwulenemanzipation: Gerade durch die Pathologisierung, die klare physiologische, psychische und charakterliche Unterscheidungsmerkmale liefert, wird die Herausbildung einer spezifischen homosexuellen Identität möglich. Durch sie werden Homosexuelle als politische Interessengruppe organisierbar, die sich untereinander solidarisieren und gemeinsam gegen ihre Unterdrückung kämpfen kann. *Born that way*: Seit den Anfängen der Lesben- und Schwulenbewegung wird mit dieser Begründung für Toleranz und Normalisierung geworben – obwohl sich die politische Liaison mit dem Biologismus historisch als Irrweg erwiesen hat, führt dieser doch immer wieder zur Abwertung aller sexuellen Orientierungen, die nicht der patriarchalen Heteronorm entsprechen. Unter dem ideologischen Deckmantel der Gleichheit aller sexuellen Differenzen ist der Biologismus seit den 1990er Jahren wieder im Anmarsch und befasst sich seither mit der Phantomjagd nach dem Schwulen-Gen und erhöhten Testosteronausschüttungen bei potenziell lesbischen Babys.

Erstaunlicherweise findet sich dieselbe Verabsolutierung von Sexualität, die von gesellschaftlichen Zusammenhängen nichts wissen will, im Queerfeminismus, der eigentlich angetreten ist, um die biologistische Pathologisierung von Homo-, Bi- und Transsexualität zu kritisieren. Leider erschöpfen sich dekonstruktivistische Forderungen in einer Anerkennungsrhetorik, die politisch wichtig ist, aber gesellschaftstheoretisch nichts einbringt. Jede Ursachenforschung

hinsichtlich geschlechtlicher und sexueller Orientierung gilt im Queerfeminismus bereits als Diskriminierung, weil jede Erklärung Teil eines Diskurses sei, der nach Macht und Unterdrückung strebt, also wieder normierend wirke. Folglich wird Natur als Ursache von Geschlechtlichkeit völlig abgelehnt bzw. als Naturalisierung verdammt. Sexuelle Identitäten werden als unhinterfragbar und unbegründbar absolut gesetzt: Ähnlich wie im Biologismus ist auch das dekonstruktivistische Individuum auf keine Weise gesellschaftlich vermittelt, es will ganz und gar nur für sich stehen. Das ist als Reaktion auf die lange und schlimme Geschichte der Pathologisierung verständlich – aber als Kritik völlig unzureichend.

Sowohl im Biologismus alter und neuer Prägung als auch im Dekonstruktivismus wird der gesellschaftliche Kontext von Begehrensformen im Kapitalismus ausgeblendet. Ein Blick in die Geschichte und die sozialkonstruktivistische Kritik des herrschenden Geschlechterverhältnisses hingegen legt nahe, dass Homosexualität kein ahistorisches und natürliches, sondern, wie Heterosexualität auch, ein soziales Phänomen ist, das eng mit der kapitalistischen Moderne zusammenhängt. In dieser wird alles, was nicht der patriarchalen Zweigeschlechtlichkeit und der damit verbundenen Heterosexualität entspricht, sanktioniert. Wie oben angerissen, liegt in diesem Ausschluss jedoch die paradoxe Bedingung ihres legitimierenden Einschlusses: Mit der heterosexuellen Norm wird zugleich ihr homosexuelles Anderes konstituiert und dadurch als eigenständige Begehrensform und Identitätsmöglichkeit überhaupt erst denkbar.

Dass offen lebende Homosexuelle, trotz aller Sehnsucht nach bürgerlicher Normalität, immer wieder mit dem gesellschaftlichen Ausschluss konfrontiert sind, wird thematisiert in Stephens Skrupeln, ihre neue Liebe, die zehn Jahre jüngere Mary Llewellyn, in eine Liebesbeziehung zu verwickeln:

Stephen mußte Mary mit der ganzen grausamen Wahrheit bekannt machen. Sie mußte ihr sagen: „Ich bin eine von denen, die Gott verabscheut hat. Wie Kain bin ich gezeichnet und mit einem Makel behaftet. Wenn du dich mir anschließt, Mary, wird die Welt dich verabscheuen, wird dich verfolgen, wird dich obszön und schmutzig nennen. Mag unsere Liebe bis in den Tod und darüber hinaus andauern, mag sie noch so treu und ehrlich sein – die Welt wird sie schmutzig und obszön nennen. Wir mögen noch so sehr darauf bedacht sein, niemandem mit unserer Liebe auch nur das geringste Leid zuzufügen, wir mögen uns dank unserer Liebe noch so verständnisvoll und fürsorglich zeigen – das alles bewahrt dich nicht vor der gehässigen Verfolgung durch eine Welt, die sich von deinen edelsten Motiven abwendet und in dir nur Gemeinheit und Schändlichkeit erblicken will. Dabei wirst du Männer und Frauen zu Gesicht bekommen, die sich gegenseitig mit Schmutz

bewerfen und in den Dreck ziehen und die ihre Sünden auf ihre Kinder abwälzen. Untreue, Lug und Trug wirst du bei denen zu Gesicht bekommen, denen die Welt laut Beifall zollt. Du wirst herausfinden, daß viele von ihnen hartherzig, gierig, selbstsüchtig, grausam und wollüstig sind, und dann wirst du dich an mich wenden und wirst sagen: ‚Du und ich verdienen mehr Achtung als diese Menschen. Warum verfolgt uns also die Welt, Stephen?' Und ich werde dir antworten müssen: ‚Weil sich auf dieser Welt nur das sogenannte Normale der Duldung erfreut.' Und wenn du zu mir kommst, um bei mir Schutz zu suchen, dann muß ich dir sagen: ‚Ich kann dich nicht beschützen, Mary; die Welt spricht mir das Recht dazu ab. Ich bin hilflos – ich kann dich nur lieben.'"

Im „Lebenskampf", für den die Individuen unterschiedlich gerüstet sind, zeigt sich die zeitgenössische sozialdarwinistische Argumentation: Die mädchenhafte Mary braucht jemanden, der für sie sorgt; es ist klar, dass dies in Stephens Verantwortung läge, wenn sie mit Mary eine Liebesbeziehung eingeht. Der Sozialdarwinismus äußert sich in *Quell der Einsamkeit* in der Berufung auf Natur und Gott als schöpferische Instanzen, die die Individuen hervorbringen, aber auch ihre gesellschaftliche Stellung bestimmen. Als Stephen und Mary schließlich doch ein Paar werden, folgen sie ihrer verirrten Natur – und diese Natürlichkeit legitimiert ihre Liebe, gibt ihr einen Platz in Gottes Schöpfung und enthebt die Liebenden jeder Schuld. Gleichzeitig wird klar, dass es für die nicht lebensfähige, weil nicht kindererzeugende homosexuelle Liebe keine völlige Gleichstellung geben kann:

Während Stephen das Mädchen umarmt hielt, fühlte sie, daß sie Mary wirklich alles war, schlechthin alles, und Mary war alles für sie. Aber weil Mary ganz und gar Frau war, ruhte sie in sich, ohne sich Gedanken zu machen, ruhte bei ihr ohne Triumphgefühl und ohne die leisesten Zweifel. Sie brauchte nach nichts zu fragen, denn für sie gab es auf dieser Welt nur noch eines: Stephen.

So natürlich ihnen diese neue und leidenschaftliche Erfüllung erschien, verband sich mit ihr doch etwas Seltsames; ihr haftete etwas Schönes und Drängendes an, das fast außerhalb ihres Wollens lag. Mary und Stephen kam ihre Liebe einfach und uralt vor wie die Natur. Denn jetzt waren sie in den Bann der Schöpfung geraten, standen im Bann jener furchtbaren Macht, die es zum Gestalten treibt und die in ihrem blinden Drang manchmal gleicherweise fruchtbaren und unfruchtbaren Zielen zustrebt. Jeder Sinn für Zeit, jeder Sinn für Vernunft für alles außer sie beide, war ihnen abhanden gekommen. Die gnadenloseste aller menschlichen Erregungen hielt sie in ihren Klauen. Diese kaum zu ertragende Lebenskraft ergriff von ihnen Besitz und machte sie zu einem Teil von sich, so daß sie, die nie neues Leben hervorzubringen imstande waren, in solchen Augenblicken eins wurden mit

dem Quell des Lebens. O große unbegreifliche Unvernunft!

Wie aber lässt sich die Kritik am Biologismus anders und besser formulieren? Hier bietet sich die Psychoanalyse an. Psychoanalyse und Homosexualität verbindet zwar eine etwas unglückliche Geschichte: Denn die Freud'sche Psychoanalyse ist vor über hundert Jahren angetreten, um das menschliche Sexualverhalten zu erklären, und zwar durchaus in pathologisierender Absicht. Heraus kam aber auch die großartige Erkenntnis, dass die Ausbildung sexueller Identitäten ein gesellschaftlicher Akt ist, der sich in Auseinandersetzung mit den natürlichen Voraussetzungen von Geschlechtlichkeit vollzieht. Die Psychoanalyse zeichnet den Konflikt zwischen Triebnatur und gesellschaftlicher Formung nach, der zur Ausbildung unterschiedlicher sexueller Orientierungen führen kann. Dabei ist bereits Sigmund Freud selbst aufgefallen – bei all seiner Liebe zum heterosexuell-genitalfixierten männlichen Subjekt –, dass in jedem Sozialisationsprozess ein riesiges Maß an Unterdrückung und Deformierung im Spiel ist. Dies eröffnet Raum für die Frage: Wie lässt sich die Unterdrückung durch die Gesellschaft verändern, wie muss die Gesellschaft verändert werden, damit sie die Menschen nicht mehr so quält? Im Unterschied zu diesem emanzipatorischen Potenzial ist die Psychoanalyse jedoch immer wieder genutzt worden, um Lesben und Schwule heilen zu wollen, sie auf die Heteronorm zu bringen oder sie für verrückt zu erklären. Diese Zweischneidigkeit gilt es zu berücksichtigen und dieses analytische Instrument entsprechend reflektiert und behutsam zu gebrauchen.

Und wer würde dabei besser helfen als der feministische Sozialkonstruktivismus? Im Zuge der Patriarchatskritik der Zweiten Frauenbewegung wurden wichtige Fragen gestellt: Was bedeutet es, in dieser Gesellschaft Frau zu sein, mit welchen Benachteiligungen ist dies verbunden? Was bedeutet es, eine Sexualität zu leben, die von Männern unabhängig ist? In der autonomen Frauen- und Lesbenbewegung vollzog sich sogar eine Politisierung der lesbischen Identität: Lesbischsein wurde als Form des Widerstands, als Zeichen weiblicher Unabhängigkeit gedeutet. Das schießt wohl ein wenig übers Ziel hinaus; es entscheidet sich ja niemand bewusst für seine sexuelle Orientierung. Aber es liegt viel Wahrheit darin, dass die unterschiedliche gesellschaftliche Wertigkeit von Männern und Frauen psychische Spuren hinterlässt, auch darin, welches Geschlecht als Liebesobjekt in Frage kommt. Auch die Autorin von *Quell der Einsamkeit* bedient sich dieser Erklärung, wenn sie den dringlichen Wunsch von Stephens Eltern nach einem Stammhalter beschreibt, ihre männliche Erziehung, ihre sehnsuchtsvolle Distanz zu allem Weiblichen, die sie schon als Kind gegenüber ihrer vollkommenen Mutter hegt. Radclyffe nutzt diese aufschlussreichen Details als literarischen Schmuck ihrer Erzählung und greift dennoch immer wieder auf die biologistische Erklärung zurück –



gemäß ihrer Absicht, Anerkennung *innerhalb der bestehenden Gesellschaft* zu fordern. Radclyffe Hall kritisiert nicht die Unterdrückung von Frauen; sie fordert lediglich das Ausnahmerecht für Butches ein, sich dieser Unterdrückung zu widersetzen – nicht aber für Frauen wie Mary oder Stephens Mutter, die abhängig und ungebildet sind und bleiben.

Fazit: Eine emanzipatorische Alternative zum Biologismus alter und neuer Prägung könnte eine feministisch reflektierte Psychoanalyse sein. Deren Ziel wäre die Theorie eines lesbischen Subjekts, das sich in innerer Auseinandersetzung mit der patriarchalen Gesellschaft entwickelt. Ansätze dazu finden sich in Simone de Beauvoirs Werk *Das andere Geschlecht* und bei der feministischen Psychoanalytikerin Jessica Benjamin.

Lesbische Liebe als nicht lebbare Utopie

Im Lauf der Geschehnisse wird immer deutlicher, dass es letztlich keine Möglichkeit gibt, als frauenliebende Frau ein erfülltes Leben zu führen. Das bestätigen alle lesbischen Lebensentwürfe, die im Roman porträtiert werden. Jamie und Barbara, ein mit Stephen und Mary befreundetes Frauenpaar, schaffen es nicht, sich ökonomisch über Wasser zu halten, und gehen vor Stephens Augen an Krankheit, Armut und Verzweiflung zugrunde. Stephens Gouvernante Miss Puddleton, die ihr Lesbischsein nie ausgelebt hat, widmet ihr ehrbares und pflichtbewusstes Leben ihrer begabten Schülerin und kennt nur wenige, intellektuelle Freuden. Und Stephens elegante Freundin Valérie Seymour, die einen lesbisch-schwulen Salon betreibt, eine Art queerer Halbwelt aus KünstlerInnen, Bohème und Säufern, beschränkt sich auf eine ästhetische Betrachtung der Liebe wie der Kunst und enthält sich aus Klugheit aller Leidenschaften.

Auch Stephen entscheidet sich letztlich für die Einsamkeit – aus Liebe zu Mary. Die geballte soziale Ablehnung, die beide erfahren, verweist sie auf den Umgang mit der homosexuellen Community, die wenig mit ihrem Traum von einem ganz normalen Leben zu tun hat. Während sich Stephen zunehmend in ihren Büchern vergräbt, leidet Mary unter der Isolation: Sie sehnt sich nach „Sicherheit, Frieden, ehrenhafter Liebe". Stephen löst die Situation schließlich, indem sie ihre Geliebte, zunächst gegen deren Willen, mit einem alten Jugendfreund verkuppelt. Die Tragik dieser Konstellation besteht darin, dass Martin Hallam der einzige menschliche Freund ist, den Stephen jemals hatte; eine Freundschaft, die vor vielen Jahren endete, als sich Martin in Stephen verliebte. Jetzt ist er zurückgekommen, um die tiefe freundschaftliche Verbundenheit mit Stephen zu erneuern. (Radclyffe Hall

weist an dieser Stelle darauf hin, dass auch Martin Hallam Krafft-Ebing gelesen und somit verstanden hat, dass Stephen seine Liebe naturgemäß nicht erwidern konnte.) Nach einem Sommer zu dritt, in dem sich Martin plötzlich Hals über Kopf in Mary verliebt hat, ist Stephen bereit, ihr Lebensglück zu opfern und Mary an Martin abzutreten. Mary ist beeindruckt von den Möglichkeiten, die das Leben an der Seite eines Mannes ihr bieten könnte, hält aber lange an ihrer Liebe zu Stephen fest. Hier zeigt sich wieder das Problem am biologistischen Butch-Femme-Modell: Es bleibt erklärungsbedürftig, warum sich die weibliche Lesbe, die an der Partnerin vor allem deren männliche Qualitäten schätzt, nicht ebenso gut einen Mann suchen kann.

Schließlich geht Mary mit Martin fort. Das dramatische Finale des Romans zeigt die auf den Trümmern ihres Lebens zurückbleibende Stephen Gordon, die keine Liebe und keine Solidarität mehr erfahren wird:

Ein Aufschrei zerriß sekundenlang die Stille: „Mary, komm zurück! Komm wieder zu mir zurück, Mary!“

Und auf einmal schien der Raum wimmelnd voll, gedrängt voll von Menschen zu sein. Wer waren diese fremden Menschen mit Augen, in denen das Elend geschrieben stand? Waren das überhaupt alles Fremde? Das war doch bestimmt Wanda! Und jemand mit einem sauberen kleinen Einschußloch an der Seite – Jamie, die Barbaras Hand hielt ... Barbara mit weißen Totenblumen auf der Brust. Oh, ihrer waren viele, und diese ungebetenen Gäste redeten leise und dann immer lauter werdend. Sie riefen sie bei Namen, riefen: ‚Stephen! Stephen!‘ Die Quicklebendigen, die Toten und die noch Ungeborenen – alle, alle riefen sie, erst leise, und dann immer lauter: ‚Stephen, Stephen, sprich zu deinem Gott und frag ihn, warum er uns im Stich lässt!‘ Und diese grauenhaften Menschen deuteten mit zitternden, weichen, frauenhaft weißen Fingern auf sie: ‚Du und deine Sorte haben uns unserer Kraft beraubt und uns dafür eure Schwäche gegeben!‘ Mit zitternden Fingern deuteten sie auf sie.

Jäh aufschießender Schmerz, brennender Schmerz. Ihr eigener und der der anderen vereinten sich zu einer einzigen großen, verzehrenden Qual. Raketengleich schoß er hoch und zerplatzte, das Herz mit glühenden Funken versengend ... ihr eigener Schmerz und der der anderen. Der Andrang und die laute Forderung der Unzähligen ... Sie kämpften, sie trampelten auf ihr herum, sie bekamen sie unter. Sie waren jetzt überall und nirgends, um ihr den Rückzug abzuschneiden; weder Schloß noch Riegel konnten vor ihnen retten. Vor ihnen fielen die Wände zusammen und zerbröckelten, sie zerbröckelten und zerfielen bei ihrem qualvollen Schrei: „Wir sind im Anmarsch, Stephen! Ständig sind wir im Anmarsch, und unserer Namen ist Legion – wag es ja nicht, uns zu verleugnen!“ Sie warf die Arme hoch in dem verzweifelten Bemühen, sie von sich abzuwehren, aber sie schlossen sie

enger und enger ein. „Wag es ja nicht, uns zu verleugnen!"

Sie bemächtigten sich ihrer, ihr leerer Schoß wurde fruchtbar, er schmerzte unter seiner schrecklichen und sterilen Bürde, er schmerzte, weil seine wilden hilflosen Kinder vergeblich nach Erlösung schrien.

Und jetzt gab es nur noch eine einzige Stimme, eine einzige Forderung: ihre eigene Stimme, die sich mit denen von Millionen vereinigt hatte. Eine Stimme, so gewaltig wie Donnerrollen; eine Forderung wie das Brausen ineinanderschäumender riesiger Gewässer. Eine erschreckende Stimme, die an ihre Ohren schlug, auf ihr Hirn einhämmerte, bis tief in ihre Eingeweide drang, auf ihr Hirn einhämmerte, daß sie taumelte und sich unter diesem entsetzlichen Lärmen, das ihr mit seiner Hartnäckigkeit, sich durchzusetzen, den Atem benahm, nur noch zu Boden fallen lassen konnte.

„Gott", keuchte sie, „wir glauben an dich; wir haben dir gesagt, daß wir an dich glauben. Wir haben dich nicht verleugnet. So erhebe dich denn und verteidige uns! Anerkenne uns vor der Welt! O Gott, gib auch uns ein Recht auf Leben!"

Korinna Linkerhand


Man kann auch keine Kinder haben und keine Karriere machen!
H&B

Impressum

Herausgeberin: mfg [meine frauengruppe]
Redaktion: S. Zachanassian, K. Linkerhand
Lektorat: Korinna Schröder
Layout: J. Krap

Abbildungen:

S. 7: Proletarische Frauenbewegung: www.kominform.at

S. 9: Frauentag DDR: http://www.zeitklicks.de/ddr/zeitklicks/zeit/alltag/leben-in-der-ddr/frauen-in-der-ddr/

S. 20: Cover *Egalia's Daughters*

S. 26: "Big strong boy - little cute girl": https://whatcalicodidnext.wordpress.com/tag/liberal-feminism/

S. 31: Wickeltisch: privat

S. 36: "Wir sind Frauen, wir sind viele, wir haben die Schnauze voll!": FrauenMediaTurm, Köln

S. 38: Screenshot aus Die Legende von Paul und Paula. DEFA-Produktion. 1973

S. 51: Screenshot aus Die Geschichte der O. Frankreich. 1975

S. 58: Cover *The Well of Loneliness*

S.57: "Feminism encourages women..." (aus einer Rede des rechtskonservativen US-Politikers Pat Robertson): http://blueiskewl.blogspot.de/2013/08/feminism.html

S. 66: Portrait Margaret Radclyffe Hall: http://en.wikipedia.org/wiki/File:Radclyffe_Hall.jpg

S. 69: "Man kann auch keine Kinder haben...": http://gwaihir.soup.io/since/87642889?mode=own&newer=1



Die mfg auf einem ihrer kritischen Betriebsausflüge.

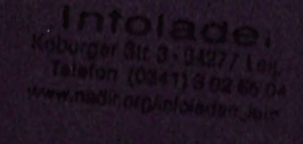
Kontakt:

meinefrauengruppe@yahoo.de
meinefrauengruppe.blogsport.de



ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG
SACHSEN e.V.

Diese Publikation wurde von der Rosa-Luxemburg-Stiftung gefördert.



www.meinefrauengruppe.blogsport.de